

In Amerika bei B. HERDER, 17 South Broadway, St. Louis, Mo.



## Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 3.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$1.75 postfrei.

März 1888.

**Inhalt:** Der Mord von Skutari. — Silber aus Persien. (Fortsetzung.) — Im Himalaya. (Fortsetzung.) — Nachrichten aus den Missionen: China (Ueberschwemmung des Gelben Flusses, Süd-Schantung, Nord-Schantung); Aequatorialafrika (Kanganjika); Südafrika (Sambesi-Mission). — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Die Martyrer von Uganda. (Fortsetzung.)

### Der Mord von Skutari.

Als wir im Jahrgange 1886 dieser Blätter über die Mission von Albanien und die Studienanstalt der Gesellschaft Jesu in Skutari berichteten, glaubten wir, die Zeiten seien vorüber, in denen der fanatische Glaubenshaß der Muselmänner das Blut der Christen verspritzte. Aber der Geist des Islam verläugnet sich auch heute noch nicht. Unsere Leser werden sich erinnern, daß die Tagesblätter im vergangenen Herbst die Nachricht brachten, ein junger Missionär sei auf einem harmlosen Spaziergange so zu sagen vor den Thoren von Skutari meuchlings ermordet worden. Wir wollten über den traurigen Vorfall nicht berichten, bevor uns authentische Mittheilungen zugenügen; jetzt erhalten wir dieselben durch den hochw. P. A. Arndt S. J., dessen Bericht wir folgen lassen:

„Soll ich es einen grausamen Meuchelmord nennen oder den herrlichen Triumph eines Martyrers, den Tod, den vor kurzem ein junges Mitglied der Gesellschaft Jesu von der Hand eines fanatischen Muselmannes erlitten? Lassen wir das Wort dem, der dem Ereignisse beigewohnt und durch eine besondere Fügung der göttlichen Vorsehung gerettet worden ist, noch weiter zu arbeiten im Weinberge des Herrn. ‚Seit einigen Tagen‘, erzählt P. Mossius Lucchini, Professor der zweiten Klasse der Rhetorik im Albanischen Pontifical-Seminar zu Skutari, ‚hatte ich dem Magister Pastore einen Spaziergang zu einer Quelle versprochen, die an dem Abhange eines Tarabost genannten Berges in Sehweite von Skutari und in Entfernung von einem Kilometer von dem christlichen Dorfe Schirolla liegt. Dreimal bereits hatte uns das anhaltend ungünstige Wetter an

der Ausführung unseres Vorhabens gehindert, und noch am Donnerstag den 6. October waren wir unschlüssig, ob wir es wagen sollten. Es hatte die Nacht hindurch geregnet, und umsonst hatte ich also bereits in früher Stunde das heilige Messopfer dargebracht, bei dem mir Magister Pastore gebiet hatte. Wollte die Vorsehung uns mit sanfter Gewalt von jenem Orte fernhalten oder wollte sie erst dann uns gestatten, denselben aufzusuchen, wenn einem von uns der Kranz des Martyriums sicher war? Bereits waren einige Stunden des Morgens vergangen; ich dachte nicht mehr an den Ausflug, als Magister Pastore mir sagte: „Ich muß mir um jeden Preis ein wenig Bewegung machen, sonst werde ich krank, ich fühle es.“ Ich war gern bereit, ihm zu Gefallen zu sein. Magister Pastore hatte seinen Pflichten bereits genügt, er hatte die Böglinge des Instituts vom hl. Franz Xaver, deren Lehrer er seit wenigen Wochen war, beim Eintritt in die Schule überwacht und dem Rosenkranzgebet in unserer Kirche beigewohnt. Es war gegen 8 Uhr, als er mit mir das Haus verließ, wohin ich ihn nach Gottes Rathschluß nur todt wieder zurückgeleiten sollte. Ich ahnte nichts Trauriges, aber unser heimgangener Bruder hatte von Gott eine Andeutung und ein Vorgefühl davon erhalten, daß sein Tod nahe sei. Schon mehrfach hatte er in den letzten Wochen, wenn ich mit ihm spazieren ging, an mich die Frage gerichtet, ob denn von seiten der stets bewaffneten Türken keine Gefahr zu fürchten sei. Ich mußte über seine Besorgniß lächeln und entgegnete ihm, daß wir uns seit Jahren ganz frei mitten unter den Türken bewegten, ohne daß je das Geringste sich ereignet hätte. Ich



wunderte mich weiter nicht über seine Furcht, war ihm doch hier alles neu und hatte er sich in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes (er war am 25. August angekommen) wahrscheinlich noch nicht an die türkische Bevölkerung und ihre Sitten gewöhnt. Indes war seine Furcht keineswegs nur dem ungewohnten Anblicke bewaffneter Menschen entsprungen, wie ich bald Gelegenheit hatte, mich zu überzeugen. Einige Tage vor unserm Spaziergange kam Magister Pastore zu mir und bat mich um einen Theil des Breviers, weil er die Sterbegebete für sich verrichten wolle. — Als wir den öffentlichen Bazar durchschritten hatten, gingen wir über die Brücke, die über das kleine Flüsschen Bojana führt, und begannen den Berg zu erklimmen, der sich bis unmittelbar zu ihr erstreckt. Als wir auf der Höhe desselben angekommen waren, rief Magister Pastore plötzlich und ohne jeden sichtbaren Grund aus: „Wenn jetzt nun ein Blitz käme aus heiterem Himmel?“

Wie hätte ich vermuthen können, welchen prophetischen Sinn diese Worte bargen! Fröhlich setzten wir unsern Weg fort, bis wir endlich die Quelle erreichten. Wir blieben einige Schritte von derselben unter einem Baume zu Füßen eines Felsens, der steil emporragte und aus dem das Wasser hervorsprudelte. Während ich mich bemühte, einen geeigneten trockenen Ruheplatz zu suchen, kam ein junger Hirt heran, dem Aussehen nach zwischen 16 bis 20 Jahren, bewaffnet mit dem unvermeidlichen Gewehr. Ich vermuthete, es möchte kein Christ sein, und grüßte ihn deshalb auch nicht als solchen, sondern sagte: Nadia e mir (guten Tag). A jee snots? (Bist du gesund?) Wie mir schien, antwortete er nach Lanbesitte und setzte sich dann ziemlich nahe bei uns nieder. Magister Pastore fragte mich, ob der Hirte ein Türke sei, und als ich es bejahte, ward er unruhiger, um so mehr als der Hirt sein Gewehr nach Schirokka zu wenden und anlegte, als ob er zielen wollte. Ich war indes ohne Besorgniß. Waren wir nicht ganz nahe bei einem christlichen Dorfe, angesichts der Stadt, an einem Orte, den Lehrer wie Schüler des Seminars so oft, ohne je belästigt zu werden, besucht hatten? Ich zog also unsere Reisevorräthe heraus, Brod, Käse und Weintrauben, und wir begannen unser Frühstück einzunehmen. Der gute heimgegangene Mitbruder bat mich, dem Hirten auch davon mitzutheilen. Ich legte also einen Theil unseres Brodes und unseres Käses mit zwei Weintrauben auf ein Blatt Papier und bot es demselben dar, indem ich ihm sagte: More gni ghriim buk (Nimm ein wenig Brod). Indes darf man hierorts nicht ohne weiteres annehmen, was angeboten wird. So brachte denn auch der Hirt seine Entschuldigungen vor, daß er nicht anzunehmen vermöge; ich bat von neuem, und auf wiederholtes Ersuchen nahm er endlich an, so daß ich scherzend zu Magister Pastore sagte, er habe sich durch seine Gastfreundschaft einen Freund, ja einen Vertheidiger erworben. Einige Minuten nachher erhob sich der Fremde, indem er ein Stück von dem Brode und sein Taschentuch zurückließ, zum Zeichen, daß er beabsichtige, wiederzukehren. Wir verloren ihn aus den Augen, ohne daß ich deshalb Argwohn empfand. Konnte er nicht nach seiner Herde sehen? Auch als eine längere Zeit bereits vergangen war und er nicht zurückkehrte, blieben wir noch ruhig an der Quelle.

Es war wenige Minuten vor Zwölf, als Magister Pastore mich fragte, wie spät es sei. Punkt Zwölf erhoben wir uns, um nach Schirokka und von dort in die Stadt zu gehen. Gott hatte es anders bestimmt. Wir gingen einer hinter dem andern, ich als Führer voran. Kaum hatte ich einige Schritte gemacht, als ich in nächster Nähe einen Schuß hörte. Ich glaubte, der Hirt habe in die Luft geschossen, um sich ein Ver-

gnügen zu machen, als ich in demselben Augenblicke einen Schrei höre. Ich wende mich um, sehe meinen Begleiter auf die linke Seite taumeln, während der Hirt, in einer Entfernung von etwa 12 Metern hinter einem Felsen verborgen, das Gewehr (wie mir schien, von neuem) anlegte und auf mich zielte. Ich war überzeugt, daß er es war, der geschossen hatte, und voll von Schrecken und Schmerz über die Frevelthat rief ich ihm zu: „Barmherzigkeit! Was hast du gethan?“ Er wich zwei Schritte zurück und erhob dann von neuem das Gewehr gegen mich.

Ich sprang schnell zu der kleinen Mauer, auf die Magister Pastore niedergefallen war. Zwei Gedanken kamen mir gleichzeitig: der eine, mich durch die Flucht zu retten, der andere, meinen tödtlich verwundeten Mitbruder nicht im Stiche zu lassen. Gottes Gnade stand mir bei, so daß der letztere den Sieg davontrug. Für den Augenblick vor dem Mörder geschützt durch die Mauer, die weit und breit das einzige Mittel der Deckung war, stand ich dem Sterbenden bei. Während der Mörder sich bis auf wenige Schritte näherte und mich zu umgehen suchte, erhob ich ein wenig den Kopf meines Begleiters. Noch lebte er, aber kein Wort und kein Zeichen legten Zeugniß ab, daß er das Bewußtsein besaß. Ich küßte ihm jene Aste zu, die ich ja auch für mich erweckte, indem ich ihn und mich meinem Heilande, der seligsten Jungfrau, dem hl. Joseph und dem Schutzengel empfahl. Nach etwa fünf Minuten gab mein Begleiter kein Lebenszeichen mehr und ich schaute um mich. Der Hirt hatte inzwischen einen höher gelegenen Punkt erklimmt und war eben im Begriff, auf mich anzulegen. Ich machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, empfahl mich meinem Schutzengel und stürzte eiligt über die Mauer in eine abschüssige Schlucht, die direct auf Schirokka zu führte und mir allein noch die Hoffnung auf Rettung gewährte. Da ich noch immer wähnte, daß nur der eine Hirt meinem Leben nachstellte, vertraute ich auf die Schnelligkeit meiner Füße. Ehe es ihm gelang, den Felsen zu verlassen und an den Eingang der Schlucht zu kommen, neben der soeben das tragische Ereigniß stattgehabt hatte, hoffte ich den Abstand zwischen uns verdoppeln oder verdreifachen zu können und, wenn nicht ganz außer Gefahr zu kommen, doch wenigstens ein unsicheres Ziel zu geben. Kaum hatte ich mich indes in die unter anderen Umständen für ungangbar geltende Schlucht geworfen, als ich hinter mir einen Schuß hörte und die Kugel durch den Saum meines Kleides gehen fühlte, worauf sie an einen Stein vor meinen Füßen anprallte, den sie in tausend Stücke zerschmetterte. Ich war entsetzt, daß der Hirt, wie ich meinte, so schnell zum Eingange der Schlucht herangekommen war, aber noch hatte ich kaum diesen Gedanken gefaßt, als ich einen zweiten Schuß vernahm und die Kugel an mir vorübersausen hörte. Er hat einen Hinterlader, dachte ich bei mir, indes ich in Sprüngen weiter hinab eilte und, überzeugt, daß ich verloren sei, meine Seele meinem Schutzengel empfahl. Ich machte einen Satz von solcher Höhe herab, daß ich sicher befürchten mußte, mich schwer zu verletzen. Doch wie konnte ich mir Zeit lassen zu langen Ueberlegungen, wenn hinter mir Schüsse krachten? Einen Augenblick nur hielt ich inne nach dem gewaltigen Sprunge, da krachte ein dritter Schuß, der indes gleichfalls sein Ziel verfehlte. Ich fühlte, wie heftig mein Herz schlug und wie meine Füße zitterten; aber Gott gab mir Kraft, meinen Weg mit gleicher Schnelligkeit fortzusetzen. Noch zweimal mußte ich so gefährliche Sprünge wagen, ohne mir jedoch Schaden zu thun. Da das Schießen aufgehört, hielt ich ein wenig in meinem Laufe zurück. Endlich war ich am Ausgange



der Schlucht; vor mir lag das Dorf Schirokka. Ich flüchtete, noch immer in Eile, zum Pfarrer, Herrn Kaspar Bussli. Dort erst erfuhr ich das Weitere.' So weit P. Lucchini.

In der That war soeben eine Frau bei dem Pfarrer angekommen, die, Zeugin des traurigen Ereignisses, bei dem Schusse, der Magister Pastore den Tod brachte, die Flucht ergriffen hatte. Sie wollte es kaum glauben, daß P. Lucchini einer jener beiden war, die sie auf dem Berge bemerkt hatte. Außer jenem Jüngling, der die Wanderer an der Quelle aufgesucht, so erzählte sie, waren noch zwei andere Hirten da, die etwas höher Posten gefaßt hatten. Wahrscheinlich stammten sie aus dem türkischen Meierhose, der auf der andern Seite des Berges liegt. Einer von ihnen hatte Magister Pastore getödtet, wie die Wunde zeigte, da die Kugel durch die Schulter eingedrungen und bei den Rippen herausgegangen war. Sie waren es auch, die die beiden ersten Schüsse auf P. Lucchini abgegeben hatten. Der Pfarrer traf sofort die nöthigen Anordnungen, den Leichnam des getödteten Magister Pastore herbeischaffen zu lassen. Leider waren im ganzen Dorfe nur drei Männer zu finden, da alle anderen in die Stadt auf den Bazar gegangen waren. Die Zahl der Zurückgebliebenen war zu gering, als daß sie sich in die Berge wagen durften, zumal da man noch über den Berg zerstreut andere Hirten sah, die leicht den drei Angegriffenen zu Hilfe gekommen wären. Da die Frauen in Albanien als unverletzlich gelten, sandte der Pfarrer einige auf den Berg, um inzwischen den Leichnam des Verstorbenen zu bewachen. Unterdessen schickte P. Lucchini einen Boten mit einem kurzen Schreiben an den Rector des Jesuitencollegs in Skutari, in dem er ihm das Vorgesagte mittheilte. Als die Frauen auf den Berg kamen, bot sich ihnen ein trauriger Anblick dar. Der Körper des Getödteten lag nicht mehr an der Stelle, wo P. Lucchini ihn gelassen, sondern war von dort heruntergerissen und von jenen Barbaren beschmutzt und verunstaltet worden, ganz ihren Gesetzen entgegen, wonach niemand einem Ermordeten mehr Achtung zu erweisen hat, als der Mörder. Bald kamen noch andere christliche Frauen hinzu und legten den Leichnam in ein Tuch, worauf sie, trotz der Schwierigkeit des Weges, denselben zur Kirche von Schirokka hinabtrugen. Dort ward der Todte auf eine Bahre gelegt und dem Anblicke der Gläubigen ausgestellt. Gern wäre der Pfarrer mit P. Lucchini selbst auf den Berg gegangen; indes mußte er sich, da die Frauen hiergegen Einspruch erhoben, begnügen, an der Kirchenthüre zu warten.

Als die Nachricht im Colleg in Skutari ankam, war der Schrecken über die That groß. Seit Menschengedenken war daselbst ein solcher Mord unerhört. Der P. Rector eilte geraden Weges auf den Platz der Stadt, wo der öffentliche Bazar gehalten wird, miethte eine Barke, um über den See, an dem Skutari liegt, zu fahren und schneller nach Schirokka zu gelangen. Vor seinem Abgange hatte er angeordnet, daß man den Gouverneur und die katholischen Consuln von Oesterreich-Ungarn, Italien und Frankreich von dem Ereigniß in Kenntniß setze. Unglücklicherweise war der österreichische Generalconsul und sein Viceconsul abwesend in Dulcigno. Man sandte dem Generalconsul von Oesterreich ein Telegramm zu, worauf er noch denselben Abend ebenfalls telegraphisch dem Gouverneur Anzeige machte, daß er strenge Gerechtigkeit fordere. Der Consul von Italien schickte gemeinsam mit dem österreichischen Consul seine Consulatswächter (Kawassen) dem Leichenzuge entgegen, während der französische Consul sich selbst nach Schirokka hinausbegab. Die Zöglinge, die auf die Nach-

richt von dem Unglücke hin aus der Schule entlassen waren, verbreiteten die Kunde von dem Ereignisse bald in der ganzen Stadt. So kam es, daß sich dem nach Schirokka hinausgehenden P. Rector eine große Zahl von Christen, darunter die gesammte Marianische Congregation, anschloß. Alle sahen den Unfall als ihr gemeinsames Unglück an, und alle wollten dies durch öffentliche Trauer bekunden. Als der P. Rector in Schirokka ankam, warf sich ihm P. Lucchini weinend zu Füßen, gleichsam außer sich durch alles das, was er in diesen wenigen Stunden durchlebt. Nachdem der Obere ihn, so gut er es vermochte, getröstet, gab er Befehl, die irdische Hülle des Ermordeten nach Skutari überzuführen. Alle sahen den Ermordeten für einen Martyrer an; die Bewohner von Skutari stritten mit den Einwohnern von Schirokka, wer die Ehre haben sollte, den Leib desselben in die Stadt zu führen. Die Bürger von Skutari wollten ihn auf ihren Schultern tragen, die von Schirokka behaupteten das Recht zu haben, ihn auf ihren Barken in das Colleg zu führen. P. Rector machte endlich dem Wettstreit ein Ende, indem er bestimmte, der Körper solle in die Barke gelegt werden, mit der er aus Skutari gekommen war. Man bedeckte ihn mit einem schwarzen Leichentuch, und geführt von P. Rector und P. Lucchini, gefolgt vom Pfarrer und vielen Einwohnern von Schirokka, bewegte sich der Zug der Schiffe der Stadt zu.

In der Mitte des Sees begegnete ihnen der französische Consul und die Beamten des österreichischen Consulates. Die Kawassen nahmen die Säge neben der Leiche ein und wieder ging es von neuem vorwärts dem Zollhause zu. Hier stritten sich die vornehmsten Leute aus Skutari um die Ehre, den Leib des Getödteten auf ihre Schultern zu nehmen und in die Kirche zu tragen. Unterdes hatten die im Hause zurückgebliebenen Patres mit den Seminaristen und ihren sonstigen Schülern an der Thür der Kirche Aufstellung genommen. Alles weinte laut, als man die Leiche hineintrug und in der Mitte der Kirche niederlegte, damit jeder seiner Liebe und Zuneigung genügen konnte. Die erschütterten Patres suchten sich zu trösten, daß der Mord eigentlich für die Gesellschaft Jesu kein Unglück, sondern ein Segen sei; hatte sie doch nun einen Martyrer und Fürsprecher mehr im Himmel. Um durch die Behörden die Thatsache des Mordes feststellen zu lassen, mußte der Leichnam in ein Zimmer getragen werden. Alle in Skutari anwesenden Consuln und Vertreter wohnten dieser Constatirung bei, worauf sie sich wieder zurückzogen. Von der Frühe des nächsten Morgens an ward der Leib des Getödteten wieder ausgestellt. Nachdem das heilige Messopfer gefeiert war, ward das Todtenofficium gebetet, woran alle Seminaristen und Zöglinge theilnahmen. Den ganzen Tag hindurch blieb die Kirche von Andächtigen gefüllt. Um 4½ Uhr nachmittags wurden die letzten Exequien gehalten, und der Zug setzte sich in Bewegung dem alten Kirchhofe zu, auf dem eine Reihe von Martyrern bereits ihren Platz gefunden, die in früheren Zeiten lieber das Leben verlieren wollten, als ihren Glauben verläugnen. Die Stadtbehörden hatten bestimmt, daß eine Stunde vor dem Leichenbegängniß alle Geschäfte und Läden des Bazar geschlossen werden sollten. Eine ähnliche Maßregel war noch nie erhört. Man wollte dem Leichenbegängniß eben eine außerordentliche Feierlichkeit geben, und bestimmte, daß der Trauerzug durch die größte Straße der Stadt seinen Weg nehmen solle. Dieselbe ist meist von Türken bewohnt; aber regungslos und respectvoll schauten auch sie dem Zuge zu; schien doch selbst ihnen die That verabscheuungswürdig und schmachvoll. Voran schritten die Kawassen der Consulate.



Als dann folgten trotz des Regenwetters zwei Schulen, die Marianische Congregation in Zahl von etwa 300 Personen, dann die Jesuitenschüler, die zum Zeichen der Trauer um ihren geliebten Lehrer ihre Fahnen mit Flor verhüllt hatten. Zuletzt kam der gesammte Clerus der Stadt mit dem hochwürdigsten Erzbischof und Auxiliarsbischof. Hinter ihnen trugen angesehene Bürger den Sarg, dem die Consuln von Oesterreich, Italien, Frankreich, Griechenland und der Vertreter von England, sowie die gesammte christliche Bevölkerung folgten. Psalmen und Rosenkranzgebet wechselten den Weg hindurch ab. Auf dem Kirchhofe bildeten die Mitglieder der Congregation zwei Reihen und empfingen die kostbare Last in der Vorhalle der Kapelle, in der für die Patres die letzte Ruhestätte bestimmt ist. Noch war hier niemand begraben und so sollte der Heimgegangene gleichsam diese Stätte für seine Mitbrüder einweihen. Alle Anwesenden gaben ihrer Ansicht Ausdruck, daß sie einen Martyrer begruben.

Der Stamm, dem die Mörder angehörten, rühmt sich in der That eines besondern Hasses gegen den Heiland und ganz vor-

züglich gegen seine Diener, und so ist es wahrscheinlich, daß Haß gegen den Glauben die Ursache des Todes für Magister Pastore war. Welch anderer Grund auch ließe sich denken für ein so ungeheures Verbrechen? Ist es nicht heiliges Gesetz bei den Türken, daß, wenn jemand vom Brode eines andern gegessen, und wäre es auch sein Todfeind und beleidigte er ihn selbst tödtlich, er dennoch der Verteidiger des Letztern sein muß? Doch bereits ist es nicht mehr nöthig, nur aus jenen Gründen das Motiv herzuleiten; es ist durch gerichtliches Zeugniß festgestellt, welche Beweggründe den Mord verursachten. Ein Jüngling, der Zeuge war, wie jene Hirten sich verschworen, die beiden Jesuiten zu tödten, sagte aus, daß sie sich gegenseitig auforderten: „Tödtet wir doch jene Ungläubigen!“ Dieser Haß war es auch, der sie verleitete, gegen die Gesetze des Landes selbst dem Reichthum noch häßlichen Schimpf anzuthun. Magister Januarius Pastore wurde in Neapel geboren. Seine Mutter ist Wittwe und hatte nur diesen einzigen Sohn. Mit 24 Jahren war er für den Himmel reif.“

## Bilder aus Persien.

(Fortsetzung.)

### 3. Schiras, der Persische Golf, die Ruinen von Susa und die nordöstlichen Provinzen.

Von den Ruinen des alten Persopolis führt der Weg durch ein ödes Bergland in die Ebene von Schiras. Aus einer engen Schlucht hervortretend, überblickt man plötzlich das weite Flachland und eine Stadt mit Festungswerken und Zwiebellkuppeln, deren bunte Glasuren im Sonnenlichte spielen. Dunkle Cypressen und einzelne Palmgruppen erheben sich aus den Gärten, welche die Stadt umkränzen. Der Anblick ist so wundervoll und unerwartet, daß die Reisenden in Rufe des Erstaunens ausbrechen; davon hat die Schlucht ihren Namen: Allah atkar, „Gott ist der größte“. Durch Rosen- und Weingärten führt eine schöne Allee bis zu den Thoren der Stadt, die nach dem Sturze der Sassaniden die Residenz der arabischen Khalifen war und im 13. und 14. Jahrhundert als der eigentliche Sitz morgenländischer Pracht, Wissenschaft und Dichtkunst galt. Aber auch hier harret des Reisenden dieselbe Enttäuschung wie zu Ispahan. Die Befestigungen sind Ruinen, die Gräben voll Schutt und Unrath, Thürme und Mauern eingestürzt. Schillingen sagt: „König Abbas strafte die Stadt wegen eines Aufstandes überaus hart, ließ ihren Wall an vielen Orten in den Stadtgraben werfen und verbot, ihn wieder aufzurichten; dero wegen solcher bis auf den heutigen Tag noch nicht in vorigen Beherstand gesetzt ist.“ Seit unsere Landsleute dieses Bild der Zerstörung sahen, ist es nur schlimmer geworden. Die Stadt, die einst ihrer „allerreinsten, ätherischen Luft“ wegen berühmt war, ist heute eine verrufene Fieberhöhle; mehr als ihr vierter Theil liegt jetzt in Trümmern. Dieulafoy erzählt, eine Menge von Leuten habe vor den Häusern, in Pelzkleider gehüllt, in der heißen Sonne gelegen und dabei vor Fieberfrost mit den Zähnen geklappert; von drei Läden seien durchschnittlich zwei geschlossen gewesen und manchmal habe man die Kaufleute krank zwischen den Waaren liegen sehen. Die Straßen seien eng, schmutzig, übelriechend. So müde die Reisenden waren, sie mußten die Stadt wieder verlassen und in einer Entfernung von einer halben Stunde eine Herberge aufsuchen, wo sie vor

der Ansteckung sicherer waren. Auch Schiras hat übrigens seine alten Prachtbauten, welche an die Tage früherer Größe erinnern. Die schönsten derselben, so der große gewölbte Bazar (s. Bild S. 53), eine prachtvolle Moschee, eine Koranschule, weisen auf Kerim Chan zurück, der in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts Schiras noch einmal vorübergehend zur Hauptstadt erhob und mit orientalischem Prunkte ausstattete. Dieser Herrscher lebte deshalb in Schiras noch in aller Munde; er zeichnete sich übrigens nicht nur durch Prachtliebe, sondern auch durch Weisheit und Gerechtigkeitsinn aus, was von den Schahs von Persien keineswegs immer gesagt werden kann. Die folgende Anekdote gibt Zeugniß von dem guten Andenken, das der „Wakil“, d. h. Anwalt — so nennen die Bewohner von Schiras ihren Kerim Chan — sich bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Eines Tages hatte der Wakil, erzählen sie von ihm, Recht gesprochen und wollte sich sehr ermüdet zurückziehen, als noch ein Pittender erschien und dringend sofort gehört zu werden verlangte. „Wer bist du?“ fragte der Chan. — „Ein Kaufmann, dem die Räuber seine ganze Habe raubten.“ — „Was thatest du denn, als man dir alles nahm?“ — „Ich schlief.“ Da fuhr ihn der Fürst erzürnt an: „Warum schliefst du?“ — „Weil ich glaube, daß du für mich wachtest!“ — „Du hast Recht,“ entgegnete Kerim Chan ruhig. „Man führe diesen Mann zu meinem Schatzmeister; der soll ihm den Werth der geraubten Güter ausbezahlen; meine Sache ist es, die Räuber ausfindig zu machen.“

Die Reisenden pflegen in Schiras gewöhnlich auch die Gräber des Saadi und Hafiz, der beiden berühmtesten Dichter, zu besuchen, welche der Islam hervorgebracht hat und welche hier geboren wurden und begraben sind. Saadi, mit seinem vollen Namen Scheich Mostafiz ed-din Saadi oder auch einfach „Scheich“ genannt, starb 1291, nachdem er einen großen Theil Asiens durchreist, an den Kämpfen mit den Kreuzfahrern theilgenommen, deren Gefangener er war, und, nach Schiras zurückgekehrt, seine berühmten Lehrgebichte, die heute noch in Persien wie der Koran in aller Hände sind, verfaßt hatte. Hafiz, dessen Ghazelen, ganz im Geschmack der Perser, von Schwulst und Ueppigkeit strohen, starb 1389. Sein Grab liegt in dem Garten





Der Bazar des Wafil in Schiras.



Hafzieh, eine halbe Stunde von der Stadt, am Eingange eines fruchtbaren Thales, aus dem ein breiter Bach in die Ebene von Schiras hinabfließt. Beide Dichter sind Spiegelbilder der sittlichen Verkommenheit, in welche der Islam seine Anhänger führte, obgleich sie auch manches menschlich Schöne und Gute feiern.

Was die Erzeugnisse angeht, welche Schiras hervorbringt, so sind es heute noch dieselben, wie vor 180 Jahren: Rosendöl und Rosenwasser, kostbare Früchte und ein hochgefeierter, dem Tokayer ähnlicher Wein. „Allda haben wir Glashütten getroffen,“ sagt Schillinger, „so hier etwas Seltsames sind, und verschiedene chemische Laboratoria, in welchen mancherlei Wasser gebrannt, in gläsernen Flaschen verwahrt und in fremde Länder weit und breit verschickt werden. Unerachtet des besten Weins hier herum eine große Menge wachst, so ist er doch sehr theuer, so daß die Maas auf fünf Gulden kommt. Hingegen sind die übrigen Früchte so wohlfeil, daß sie mehr verschenkt als verkauft werden.“ Bekanntlich kamen unsere edeln Obstarten ursprünglich aus Persien; die Pfirsiche weisen ihre Heimat in ihrem Namen auf.

Am 29. September 1700 verließen unsere Landsleute Schiras, wo damals zwei Missionshäuser italienischer Karmeliten und portugiesischer Augustiner bestanden, um über Lar nach Vander-Abbas an der Meerenge von Hormus zu ziehen. Der Pfad führte „durch ein wildes, langes und steinigtes Gebirge“, wo sie oft absteigen und die Pferde am Zaume führen mußten. „Erst eine Stunde vor Ncharum (Ncharum) wird es wieder freundlicher; denn da steht man ganze Wälder von Dattelhäusern, deren Frucht die besten Datteln von ganz Morgenland sein sollen, welche von den Einwohnern statt Reis und Brod genossen, ja weit und breit durch ganz Persien bis Indien verschickt werden.“ Abermals ging es durch ein „hohes, steinigtes Gebirg“, wo die Reisenden viel durch Durst zu leiden hatten, den sie mit dem verdorbenen salzigen Eisternenwasser nicht löschen konnten, und so erreichten sie am 7. October Lar, die Hauptstadt von Laristan, „so eine sehr alte, am Ende einer großen Ebene gelegene, derzeit offene und wehrlose Stadt ist. Sie hat aber auf einem felsigen hohen Berge eine aus Quaderstücken mit Bollwerken aufgeführte Festung, welcher nicht zuzukommen ist; derowegen allhier vornehme Staatsgefangene verwahrt werden. Rings um diesen Schloßberg liegt die Stadt, in welcher die gerade, mit Kramläden zu beiden Seiten versehene Kaufmannsgasse die anscheinlichste ist. Es hat allda wenig und schlechte Moscheen, aber desto mehr Synagogen für die Juden, so in großer Menge allhier schachern und durch ganz Caramanien (Kirman) mit allerhand Seidenzeug haufiren. Hier werden viel Waffen und namentlich die besten Musketenläufe versfertigt und ein großer Eisenhandel getrieben.“ Abermals ging es durch „unersteigliche Gebirg, Abgründe, menschenleere Wildnuß und gesalzene Wasserlein“, bis sie hinter Goshiran (Gaurbafran) einen hohen Berg erstiegen, von dessen Scheitel sie den Indischen Ocean erblicken konnten. Auf dieser letzten Reifestrecke durch das ungesunde heiße Tiefland am Persischen Golfe, in welches sie durch die verschiedenen staffelförmig sich folgenden Vergelteten hinabgestiegen waren, erkrankten unsere Reisenden am Fieber. Am 15. October erreichten sie Vander-Abbas. „Außer den Monaten November, December, Januar und Februar kann hier kein Fremder drei Tage ohne ein gefährliches Fieber zubringen, an dem die meisten sterben. . . Wie sehr wir also von Vander-Abbas uns wegsehten, wird man uns leicht glauben; doch mußten wir aus Abgang einer Gelegenheit 14 Tage verharren.“

In der That nahmen die Missionäre von hier den Todeskeim mit. Man wird uns gestatten, den erbaulichen Tod dieser Männer, denen wir durch Persien folgten, hier in Kürze zu erzählen. Am 3. November schifften sie sich auf dem „Pleuriant“, einem französischen Kauffahrer, nach Goa ein. An Bord hielten die beiden Patres jeden Morgen eine Unterweisung „über christlichen Glauben, Hoffnung und Liebe“, wie Schillinger sagt, „und erweckten mit den Zuhörern Reu und Leid über alle Sünden und die offene Schuld und andere dergleichen Andachten. Abends sangen wir miteinander die Litanei von allen Heiligen und das Salve Regina. Die beiden Patres ermunterten alle Reisegefährten zu einem christlichen Leben und unterhielten sie mit allerhand geistlichen und nützlichen Gesprächen, daß wohl ersichtlich, wie viel Heiden sie bekehrt, wenn sie länger gelebt und die vorgehabte Mission erreicht hätten. Aber dem Himmel gefiel es anders“. Es brach auf dem Schiffe eine Seuche aus, an der viele erkrankten und starben. Beide Missionäre weiheten sich, selbst vom Fieber noch nicht genesen, über ihre Kraft dem Dienste der Kranken und Sterbenden. P. Weber mußte sich zuerst legen. Sein Leib glühte im Fieber; „aber noch mehr brannte seine Seele vor Liebesflammen gegen Gott, dem er sein Leben, seine Mission von Malabarien und alles mit völliger Hingebung in seinen heiligen Willen anheimstellte. Das an seinem Hals hängende Crucifix nahm er in seine Hand, redete stets mit Jesu, solange es seine Schwäche zuließ. P. Mayer, dessen Krankheit gleichfalls zunahm, vergaß aus brüderlicher Liebe seiner selbst, stand ihm Tag und Nacht bei, versah ihn den 24. Novembris mit der heiligen Delung, worauf dann mein oftgedachter P. Wilhelm Weber den 25. bei Sonnenaufgang gottselig zu seinem Schöpfer heimgekehrt ist. Jedermann auf dem Schiff bedauerte diesen frühzeitigen Tod; ich aber konnte vor Betrübniß weber essen noch trinken. Nicht viel besser war es den beiden Novizen; wir hatten alle drei einen Vater und Lehrmeister verloren. Sein Leichnam wurde gegen Abend auf ein Brett gebunden, mitten auf dem Verdeck ausgestellt. Man hängte ihm zwei Stückkugeln in Segeltuch an die Füße, gab mit der Glocke ein Zeichen, betete das allgemeine Gebet, und dann wurde der entfesselte Leib von den Bootsknechten über Bord in das tiefe Meer versenkt, ohne daß P. Wilhelm Mayer, der sich vor Schwäche niederlegen mußte, bei seinem Leichbegängniß erscheinen und die priesterlichen Ceremonien verrichten konnte. Ja, es wurde mit ihm von Stund zu Stund schlimmer; alle angewandten Mittel wollten nicht verfangen, wiewohl der Wundarzt des Schiffcapitän sowohl ihm als P. Weber selig die Ader am Fuß öfters, ja meines Erachtens gar zu oft, eröffnet hat. Die Vorboten des Todes stellten sich je mehr und mehr ein, die Gemüthskräfte nahmen zugleich ab, und er fing an, irre zu reden. Kam aber, so oft wir ihn anriefen, wieder zu sich. Bald redete er mit P. Weber selig, als lebe dieser noch, bald mit Gott, mit dessen Liebe seine Sinne und sein Herz ganz erfüllt waren. Seine Gespräche waren diese: „Ehrwürdiger Vater, wir sind nun nicht mehr weit von Malabarien. Wir sind ja nahe bei Goa. Bald, bald werden wir den hl. Franziskus Xaverius sehen. Gott sei gedankt, die Reis geht zu Ende! Gott, o mein Gott und alles!“ Da er aber auf unsere Ansprache wieder zu sich kam, begehrte er mit Weihwasser besprengt zu werden, drückte das Crucifix an die Brust und betete jenen Xaverianischen Liebesgefang: „O Gott, ich liebe dich! doch nicht, auf daß du rettetest mich“ u. s. w. Diese und



bergleichen heilige Gespräche lockten uns Umstehenden die Thränen in die Augen. Inzwischen wurde die Krankheit immer heftiger; hinter dem rechten Ohre öffnete sich ein großes giftiges Geschwür, das nicht zu heilen war, obgleich ich alle geeigneten Mittel versuchte. Wir bebanden uns gerade unter dem Tropico Caneri (Wendekreis des Krebses). Den 28. Novembris 1700 verlor er bei Sonnenuntergang die Besinnung und wurde zwar ruhiger, aber nicht besser. Dann gab er nach Mitternacht ganz sanft seinen unschuldigen Geist auf in die Hände seines Erlösers, dem er so eifrig gedient und dem zu Liebe er samt P. Weber seligen Andenkens diese beschwerliche Reise unternommen hatte. Von beiden diesen apostolischen Männern kann mit Fug gesagt werden, was die Kirche von den Erzaposteln Petrus und Paulus singt, daß sie „gleichwie sie im Leben einander liebten, so auch im Sterben von einander nicht getrennt wurden“. Also haben auch sie das gleiche Leichenbegängniß und Grab im Meere empfangen.“

Mit dieser Erzählung von dem Tode der beiden deutschen Missionäre wollen wir von unserem alten Reisebeschreiber, dessen Herz und Sinn dieselbe wahrlich ehrt, Abschied nehmen und zu dem französischen Architekten zurückkehren, der uns über die gegenwärtigen Zustände Persiens berichtet. Dieulafoy wandte sich von Schiras westwärts und erreichte den Persischen Golf an dem Hafenorte Bender-Buchehr, schiffte sich dort ein, fuhr nach der Mündung des Schat-el-Arab, besuchte die Ruinen von Babylon und Bagdad und kehrte dann aus Mesopotamien wieder nach Persien zurück und zwar in die angrenzende Provinz Chusistan oder Arabistan. Es ist das Susana der Alten, und wir folgen dem französischen Reisenden dorthin, um mit ihm die Ruinen der alten Königsstadt Susa, das so oft in der Bibel vorkommt, zu besuchen. Seit Cyrus war es Winterresidenz der persischen Könige. Drei Flüsse durchströmten die große Stadt, der Choaspes, jetzt Kercha, der Euläos, jetzt Kuren, und der Koprates oder Kobar, jetzt Dizful-Rud, an welchem der Prophet Daniel seine erhabene Gottesvision hatte. Eine stark besetzte Burg umschloß einst den Königspalast und eine Hauptkammerkammer der persischen Könige. Darius, Xerxes und ihre Nachfolger bis auf Artaxerges II. haben die Prachtsäle der einstigen Hofburg erbauen lassen, wie die aufgefundenen Inschriften berichten. Die Ruinen breiten sich über eine Ebene von 4—5 Stunden Durchmesser aus, eine öde Wildnis voll Dornen und Disteln. Die Schuttmassen, welche an einzelnen Stellen über 100 Fuß hohe Hügel bilden, bestehen aus Marmorblöcken, Backsteinen, bunten Ziegeln und dienen Hyänen und Löwen zum Schlupfwinkel. Besonders drei dieser Trümmerberge zeichnen sich durch ihre Größe aus; der eine heißt Kaleschus (Burg Schus) und erreicht eine Höhe von 36 m. Mit Mühe erkletterte Dieulafoy die durch ungeheure Mauermaassen geschützte Stätte, wo die Könige von Persien einst ihre Schätze verwahrten und wo nach Alexanders Eroberung eine macedonische Besatzung hauste. Auf der nordöstlichen Ecke liegen unter Brombeergesträuch die Sockel mehrerer gewaltiger Säulen. Vier derselben haben vor etwa 30 Jahren Oberst Williams und Sir Josias freilegen lassen; sie waren mit Keilschriften in drei Sprachen geziert und verkünden, daß Artaxerges Mnemon an Stelle eines Thronsaales, den Darius erbaut, den aber das Feuer eingeäschert hatte, diese Säulenhalle erbaute. Das ist also die Stätte, welche Esther einst durch ihre Schönheit und Tugend schmückte und wo sie für die Rettung ihres Volkes flehte. Herrlich hatten die Könige die Lage

ihrer Burg gewählt angesichts der schneebedeckten Bergkette, welche die Ebene von Elam von dem persischen Hochlande trennt. Assurbanabal hat sie zuerst zerstört und das Andenken an diese That in einer stolzen Inschrift der Nachwelt überlassen. Da heißt es: „Durch den Willen Assurs und Istars bin ich in diese Paläste eingedrungen und habe darin meinen stolzen Thron errichtet. Ich habe ihre Schätze geöffnet, ich habe ihr Gold und Silber genommen, alle ihre Reichthümer und alles Gut, das die ersten Könige von Elam und deren Nachfolger hier anhäufeten und auf das noch kein Feind seine Hand legte — ich habe mich seiner bemächtigt als meiner Beute . . . Susinal, der Gott, der in den Wäldern wohnt und dessen göttliches Bild noch kein Mensch gesehen, und die Götter Sumudu . . ., deren Gottheit die Könige des Landes Elam anbeteten, ich habe sie weggeführt. Ragiba . . . diese Götter und Göttinnen alle zusammen ihren Reichthümern, ihren Schätzen, ihren köstlichen Gewändern, ihren Priestern und Anbetern, ich habe sie nach dem Lande Assur geführt. 32 Standbilder der Könige in Gold und Silber, in Bronze und Marmor aus den Städten von Susan, von Madaaktu . . . auch die Statue Tausmarihu's, des letzten Königs, der sich nach dem Willen Assurs und Istars mir unterwarf — ich habe sie alle in das Land Assur geschickt. Ich habe die geflügelten Löwen zertrümmert und die Stiere, die den Eingang der Tempel bewachten. Ich habe die Flügelstiere umgestürzt, die an den Pforten der Paläste des Landes Elam standen und die bisher keiner berührt hatte — ich habe sie zu Boden geworfen. Die Götter und Göttinnen habe ich in die Gefangenschaft geführt; ihre heiligen Haine, in die noch niemand eingebrungen war und deren Umzäunung nie überschritten wurde, meine Krieger haben sie betreten, ihre Stille bewundert und sie den Flammen überliefert. Die Besten ihrer Könige, welche Assur und Istar, meine Herren, nicht fürchteten und welche den Königen, meinen Vätern, feindselig waren, ich habe sie zu Boden geschmettert, zerstört und am hellen Tage verbrannt; ihre Diener habe ich in das Land Assur geführt, ihre Getreuen ohne Obdach gelassen, ihre Gliedmaßen trocken gelegt.“

Nach dem Sturze der Achämeniden verlor Susa seine Bedeutung; immer mehr fiel es gänzlicher Verfall anheim. Aus seinen Trümmern erhoben sich die umliegenden Städte Dizful und Schuster, die jetzige Hauptstadt von Chusistan. Nur mehr einer religiösen Erinnerung verdankt das alte Trümmerfeld mit seinen Schutthügeln vergangener Königsgröße den Besuch zahlreicher mohammedanischer Pilger. Am Fuße der alten Königsburg wird nämlich das Grab des Propheten Daniel verehrt. Es sieht einem mit Mauern umschlossenen Dörfchen ähnlich; ein zuckerhutförmiger Thurm bezeichnet das Mausoleum, welches von den Persern für so heilig gehalten wird, daß der Scheich, der es überwacht, den Franzosen durchaus den Eintritt nicht erlaubte, obgleich sie versicherten, Daniel werde auch von den Christen verehrt. Sie konnten sich um so eher trösten, da die Echtheit des Grabes mehr als fraglich ist und der Bau nichts Merkwürdiges bietet. (Vgl. die Abbildung S. 56.) Im Jahre 1835 kehrte Dieulafoy abermals nach Susa zurück, um in den Trümmern Ausgrabungen zu veranstalten. Doch haben dieselben nur geringen Erfolg gehabt.

So haben wir beinahe ganz Persien durchstreift. Es bleiben nur noch die beiden nördlich von Chusistan liegenden kleinen Provinzen Kuristan und Ardilan, der persische Antheil des Kurdenlandes, zu erwähnen, die aber wenig Interessantes bieten,



ferner der schmale Küstenstrich am Südufer des Kaspischen Meeres und endlich das Bergland nördlich und östlich der großen Salzsteppe. Das Ufergebiet am Kaspischen Meere zerfällt in zwei Provinzen: die westliche heißt Gilan, d. h. Schlamm-land, die östliche Masenderan, d. h. Waldland. Die Hänge des Gebirges treten oft bis zum Meer heran und weichen dann wieder einige Meilen zurück. Obstgärten, Weinberge, Maulbeerplantagen ziehen sich an den Höhen empor, während sich im feuchten Flachlande Reis- und Zuckerrohrplantagen ausbreiten; über die üppigen Wälder ragen die kahlen Gipfel der Elburskette auf. So schön aber das Land ist, so gefährlich ist sein Fiebertlima. Im Osten grenzt Masenderan an Chorasan, „das Sonnenland“, eine sehr weiträumige, aber schwachbevölkerte Provinz, welche im Norden an das Turkmenenland, im Aufgang an Afghanistan stößt. Es ist das Parthien der Alten; noch heute sind seine Bewohner durch ihre Tapferkeit berühmt; ihr Land heißt deshalb „das Schwert Persiens“, von dem gesagt wird: „wer dieses schwingt, beherrscht Iran und Turan“.

Die einzige Stadt von Bedeutung ist Meshed, d. h. „Grabmal“. Sie liegt in einem Hochthale zwischen zwei wilden Bergzügen. Ihr Name nennt den Grund ihrer Berühmtheit. Hier befindet sich nämlich das Grabmal des Imams Riza aus dem Hause Ali's, der bei den Schiiten in hohem Ansehen steht, so daß sie nach Meshed wallfahrten, wie die Sunniten nach Mekka. Die Zahl der Einwohner wird auf 60 000 angegeben. Die Stadt enthält eine der schönsten Moscheen Persiens mit prachtvollen Glasuren und vergoldeter Kuppel. Das Marmorgrab ist mit den feinsten Arabesken geschmückt und von einem großen silbernen Gitter umschlossen. Hochberühmt ist auch das Grabmal und die Moschee Robscha-Rebi's, des Lehrers des Imams Riza, welche in einem schönen Garten am Wege nach Thus steht (vgl. das Bild S. 57). Thus war die alte Hauptstadt von Chorasan. Der Dichter Firdusi, der im Jahre 1020 starb, ist dort begraben; doch ist heute die Stätte seines Grabes nicht mehr kenntlich. Wie alle alten Hauptstädte des weiten Perserreiches ist auch diese Stadt ein ödes Trümmerfeld.



Das Grab Daniels und der Ruinenhügel der Burg von Susa.

Wir haben nun das Land des Schah im Fluge durchzogen und seine Prachtbauten wie seine Ruinen, die Zeugen noch größerer Pracht, bewundert. Es ist Zeit, daß wir uns den

geschichtlichen Ereignissen Persiens zuwenden, insofern dieselben mit der Kirche Christi im Zusammenhang stehen.

(Fortsetzung folgt.)

## Im Himalaya.

(Nach den Mittheilungen des hochw. Herrn Saleur, Missionär des Apostol. Vikariats Tibet. — Fortsetzung.)

### 2. Die Bewohner von Sikkim.

Die vorzüglichsten Stämme der Ureinwohner Sikkims waren die Lepchas, Meks, Murnis und die Uvass; denn die Buthanier und Nepalesen bilden eigentlich ein fremdes Element. Gegenwärtig lassen sich freilich nur noch fünf bestimmt getrennte Klassen unterscheiden. Wie gesagt, gelten die Lepchas als die Urbewohner des Landes. Obwohl sie nach ihren Ueberlieferungen in grauen Vorzeiten aus den Schneeregionen nach den südlichen

Abdachungen des Himalaya einwanderten, läßt sich doch kein älteres Volk in Sikkim nachweisen. Dieser Stamm, zur mongolischen Rasse gehörend, bildet einen kräftigen Menschengeschlag, obwohl er auf den ersten Anblick eher den Eindruck großer Verweichlichung macht. Die Lepchas zählen durchaus nicht zu den seßhaften Völkern, die auf dem einmal gewonnenen Boden ausharren. Sagt ihnen ein Platz zu, so brechen sie ihn um und bebauen ihn so lange, als sein Ertrag die Arbeit lohnt. Ist die Fruchtbarkeit des Aekers erschöpft, so gibt man sich nicht



die geringste Mühe, denselben aufzubessern, lieber läßt man die eigene Hütte im Stich und sucht anderswo für kurze Jahre ein neues Feld. Unter diesem Nomadenstamme hat sich ebenso wie bei den meisten andern Völkern das Andenken an die Sündflut bis heute bewahrt. Nach seinen Ueberlieferungen entging eine Familie dem allgemeinen Verderben und fand unweit von Darbscheling auf dem Berge Tendong eine Zufluchtsstätte. Eine Religion im eigentlichen Sinne scheinen die Lepchas früher nicht besessen zu haben. Gegenwärtig beschränken sie sich darauf, das Dasein von guten und bösen Geistern anzuerkennen. Eigenthümlicherweise gelten ihre Ehrenbezeugungen und Opfer ausschließlich den letzteren. Wozu auch, sagen sie, sollten wir uns an die guten Geister wenden, die uns ja doch nie etwas zu Leide

thun? Die Teufel dagegen hausen überall auf den Felsen und Bergen und können beständig auf unser Verderben; sie muß man also durch Opfer und Gebete versöhnen. Demgemäß ist das Hauptgeschäft des Bonzen nicht der Unterricht in einer Religion, welche sie selbst nicht kennen, sondern ein beständiges Beschwören und Austreiben böser Geister, denen sie jegliches Uebel zuschreiben.

Ein Theil des Volkes bekennt sich heute zum Buddhismus, der jedoch so ziemlich nach seiner Auffassung umgemodelt und seiner Lebensweise angepaßt ist. Leichenverbrennung und Begraben der Todten sind hierzulande gleich üblich, ja zuweilen kommt es sogar vor, daß man den Verstorbenen in das nächste Dschungel schleppt und ihn dort den Geiern und den Thieren des Waldes überläßt. In Bezug auf Sittlichkeit wollten einige die Lepchas über andere



Moschee des Kobscha-Rebi in Meshhed.

verwandte Völker stellen; vielleicht konnte das früher noch angehen; jetzt würde es besser sein, von jeglichem Vergleiche abzustehen. Obgleich ein Bergvolk und von Natur zur Jagd geneigt, beweist der Stamm trotzdem eine große Feigheit. Freilich ist hoher Muth auch im allgemeinen nicht durchaus erforderlich für einen Naturforscher, und letzteres ist der Lepcha. Er weiß genau für jeden Baum und jede Pflanze einen Namen und kennt alle Thiere und Insecten, die sich in seinen Wäldern finden. Das Aeußere der Leute ist um so weniger vortheilhaft, je seltener sie sich einen ausgiebigen Gebrauch des Wassers zu ihrer Toilette gestatten.

Die Nepalesen bilden jetzt schon zwei Drittel der Bevölkerung und immer noch steigert die stetige Einwanderung ihre Zahl.

In ihrer ganzen Erscheinung stehen sie zweifelsohne über allen Himalaya-Völkern. Sie sind arbeitsam, mäßig und einfach, ihr Unternehmungsgeist befähigt sie ebenso sehr zu Handelsgeschäften wie zu einem tüchtigen Landbau. Den Nepalesen könnte man in seiner Art wohl auch einen Pionier der Cultur nennen; denn kaum hat er ein Landstück erworben, so beginnt er auch dessen Urbarmachung mit kräftiger Hand. Die stillen Wälder, in denen noch keine Art geklungen, wandeln sich rasch in fruchtbare Felder und weichen den anwachsenden Dörfern und Weilern. Leider fehlt dieser Thätigkeit die Weihe und der Segen des Christenthums, da die Kolonisten noch sämmtlich Heiden sind. Wann werden an Stelle der zahlreichen Buddha- und Brahma-



Tempel (s. das Bild S. 64) im Katmandu-Thale einmal Heiligtümer des einen wahren Gottes erstehen?

Es würde uns zu weit führen, wollten wir uns hier eingehender auf die Stammesverschiedenheiten einlassen, die, meist nur rein äußerlicher Natur, zwischen den verwandten Völkern obwalten. Ehe wir jedoch uns zu etwas anderem wenden, mag noch ein Wort über die Religion und die damit zusammenhängenden Feste gestattet sein. Die Religion ist der tibetanische Buddhismus. Nach ihr ruht der höchste Lohn der Tugend in dem materiellen Genuße hier auf Erden, dem die Seelenwanderung ein Ziel setzt. Ihre Anforderungen an den Menschen sind sehr bescheiden. Achte deinen Nachbarn, füge ihm kein Leid zu, hüte dich vor Ausschreitungen und vermeide thöricht die Klagen des Hausgefinde: das ist alles. Dafür sind Gesundheit, Ansehen, Wohlleben und Gemächlichkeit in sichere Aussicht gestellt. Von einem einzigen wahren Gott, der die Tugend lohnt und das Laster straft, ist keine Rede. Darf es da noch Wunder nehmen, wenn bei solchen Lehren ein Volk, das keines höhern Aufschwunges fähig ist, der traurigsten Gleichgiltigkeit und dem unsinnigsten Aberglauben verfällt? Die buddhistischen Mönche, die Lamas, sind allenthalben zur Genüge bekannt. Ihren Obern gegenüber legen sie das Gelübde des Gehorsams ab, ja sie sind sogar eigentlich zum Eölibate verpflichtet. Natürlich darf man sich hierunter keineswegs die christliche Jungfräulichkeit vorstellen; denn diese ist die Blüte einer Tugend, welche auf dem Boden des verderbten Heidenthums nicht gedeihen kann. Die Beobachtung der strengsten Unterwerfung ist dagegen um so ernster, weil die Vorgesetzten der Mönche mit hinreichender Civilgewalt ausgerüstet sind, um ihren Verordnungen den schärfsten Nachdruck zu verleihen. Da der Lama durch kein Gelübde der Armuth gebunden ist, steht ihm nichts im Wege, sich Besitz zu erwerben, Handel, Landwirthschaft oder sonst ein Geschäft zu betreiben. Es ist ihm nur ver sagt, ein Weib zu nehmen, sich zu schlagen, zu tanzen und gegohrene Getränke zu genießen. Im Falle er sich ein größeres Vergehen dagegen zu Schulden kommen läßt, kann er die Entlassung aus dem Kloster gewärtigen. Die vornehmste religiöse Beschäftigung der Mönche ist das endlose Herleiern von leeren und sinnlosen Gebetsformeln; blutige Opfer bringen sie niemals dar. Das einzige, was sie ihren Gözen vorsetzen, sind Schalen mit Früchten, Reis und Wasser, kleine aus Wachs oder Butter geformte Bilder. Die Geschenke gelten, wie schon oben erwähnt wurde, meistens den schlimmen Geistern.

Die religiösen Feste der Tibetaner, denen wir noch ein Wort widmen wollen, sind Volksfeste im eigentlichen Sinne des Wortes. Bogenschießen, Pferderennen und ähnliche Lustbarkeiten sind unzertrennbar in ihrem Gefolge. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß die Leute hierzulande wenigstens den dritten Theil ihres Lebens so zubringen. Der eigentlich religiöse Theil eines solchen tibetanischen Feiertages setzt sich zusammen aus Processionen und öffentlichen Gebeten unter Trompetengeschmetter und Paukenschlag. Ein Festmahl beschließt das Ganze.

Es ist eine längst anerkannte Erfahrungsthatsache, daß ohne Christenthum ein geordnetes Familienleben nicht bestehen kann; darum darf es uns nicht wundern, wenn es in diesem Punkte bei den oben erwähnten Stämmen nicht besser bestellt ist als anderswo. Mag auch die Autorität des Vaters mehr oder weniger anerkannt werden, so entbehrt doch die Mutter jeglicher Achtung. Nach der Hochzeit verbleibt das junge Paar im elter-

lichen Hause, bis es durch die anwachsende Familie gezwungen wird, einen eigenen Herd zu gründen. Da hier der Ehe die höhere sacramentale Weihe des Christenthums fehlt, so sind auch ihre Bande nichts weniger als unauflöslich. Nach Belieben können sich die Gatten trennen und neue Verbindungen eingehen. Obgleich die Frau in äußerer Beziehung gut gestellt ist und eine Freiheit genießt wie in wenigen heidnischen Ländern, so ist sie doch nicht die treue geehrte Gefährtin des Mannes, sondern vielmehr dessen Eigenthum und das Spielzeug seiner Launen. Weit entfernt, in dem Weibe eine Stütze oder gar seinesgleichen zu sehen, stellt es der Tibetaner auf eine Stufe mit seinem Reichthume, ja häufig noch unter die vernunftlosen Wesen, welche er zu seinem Dienste ausnützt. Hier wie anderswo entwürdigen unbeschränkte Vielweiberei und leichtsinnige Ehescheidungen auf den leisesten Verdacht hin die Frau und drängen sie in die verachtete Lage, welche sie thatsächlich einnimmt. So sind denn diese armen Wesen für einige Jahre wirkliche Sklavinnen, bis der Mann, ihrer müde, ihnen mit dem Titel der Gattin zugleich die Ehre und Rechte der Mutter nimmt. Natürlich muß bei solchen Zuständen jeglicher Sinn für Zucht und Sitte im Herzen der Frau ersterben; ihrer Würde entkleidet, kennt sie, im Falle Alter und Siechthum ihre Blüte verwelken lassen, kein anderes Loos, als das eines beliebigen ausgenützten Gegenstandes, die Verstoßung. Das ist in wenigen Zügen die traurige Lage, welche im fernen heidnischen Osten mehr als die Hälfte des Menschengeschlechtes schändet.

Die Haupterwerbsquelle der Bewohner Sikkims ist der Landbau; es gibt gewiß hier kaum eine Familie, die nicht ihren Unterhalt, auf dem sie die nöthigsten Lebensmittel selbst zieht. Mag auch die Bewirthschaftung des Feldes noch sehr einfach sein, so entspricht sie doch vollkommen den hiesigen Verhältnissen. Der Boden wird nach Möglichkeit ausgenützt. Das Grundeigenthum ist für Britisch-Sikkim ganz in den Händen der indischen Regierung, in dem selbständigen Landestheile gehört fast alles dem Rajah von Tomlug. Die Industrie ist unbedeutend und beschränkt sich fast ausschließlich auf Woll- und Baumwollstoffe. Obwohl das Kunsthandwerk ziemlich entwickelt ist, so bleibt es doch hinter dem anderer Länder weit zurück. Der Handel nimmt allmählich einen bedeutenden Aufschwung. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind Kleider, Wolle, Seiden, Salz, Borax, tibetanische und nepalesische Schmuckfachen, Kupfer, Orangen, Bananen, Geflügel, Schafe und Pferde. Die Einfuhr übersteigt natürlich die Ausfuhr. Um sich den verhältnißmäßig wirklich großen Umsatz zu vergegenwärtigen, braucht man nur zu bedenken, daß z. B. die Summe für Waaren, welche nach dem ziemlich abgelegenen Butan geliefert wurden, in einem Jahre 880 000 Mark erreichte. Freilich sind mit dem aufblühenden Handel die goldenen Zeiten von ehemals geschwunden, wo man im Handumdrehen zu großem Reichthum gelangen konnte. Namentlich machen die Eingebornen seit einigen Jahren den Europäern starke Concurrenz. Ihre Bedürfnisse sind geringer, ihre Preise stehen niedriger, und dazu kommt noch, daß sie eben im eigenen Lande sind. Ihnen gegenüber steht der Europäer, welcher sich seltener zu bescheiden weiß. War manche wohlhabende Familien kamen schon hierher, welche durch sorglose Verschwendung sich an den Bettelstab brachten, während andere durch andauernden Fleiß und weise Sparsamkeit nicht nur zu einem bescheidenen Wohlstand, sondern sogar zu Reichthum gelangten.

(Schluß folgt.)



## Nachrichten aus den Missionen.

## China.

**Die Ueberschwemmung des Gelben Flusses.** Schon vor längerer Zeit trafen telegraphische Mittheilungen von einer ungeheuren Ueberschwemmung ein, welcher Hunderttausende, ja Millionen von Menschenleben im Gebiete des Gelben Flusses zum Opfer gefallen seien. Noch immer erwarten wir Nachrichten der Missionäre, welche uns verkünden sollen, inwieweit auch unsere Glaubensbrüder von dem entsetzlichen Unglücke, weitaus der schrecklichsten Katastrophe unseres Jahrhunderts, mitbetroffen wurden. Inzwischen wollen wir zur Orientirung unserer Leser einige Notizen über den Strom, das Ueberschwemmungsgebiet und eine kurze Schilderung des schrecklichen Ereignisses geben.

Der Hoang-ho oder Gelbe Fluß ist nach dem Yang-tse-kiang oder Blauen Flusse bei weitem der größte Strom China's und zählt zu den bedeutendsten Strömen der Erde. Wie der Yang-tse-kiang entspringt er in den Gebirgen Tibets. Unter dem mongolischen Namen Kara Muren (Schwarzer Fluß) ziehen seine dunkeln Wogen in stark gekrümmtem Laufe durch das Hochland der Mongolei, biegen dann an der Nordgrenze der chinesischen Provinz Schansi jäh nach Süden und, wo sie die Provinz Honan berühren, ebenso jäh nach Osten, dem Chinesischen Meere zu. In seinem Laufe von der Hochebene durch die Gebirgsthäler in das chinesische Tiefland hat der Fluß sein Aussehen ganz geändert. Er hat sich durch mächtige Ablagerungen seinen Weg gebrochen, und seine Wellen führen nun eine Unmasse dieser lehmartigen gelben Erde mit sich. Die Folge davon ist, daß er im Tieflande, wo die Strömung nicht mehr so gewaltig ist, fortwährend Löb absetzt und so, sein Flußbett stets erhöhend, immerfort über die umliegende Ebene emporsteigt, ähnlich wie der Po in der lombardischen Ebene. Ungeheure Dammbauten sind daher nothwendig, um das Tiefland der Provinz Honan, das seiner Fruchtbarkeit wegen der Garten China's genannt wird, vor der stets drohenden Gefahr einer riesigen Ueberschwemmung zu retten. Das Land, welches zu beiden Seiten des Stromes einer Ueberschwemmung ausgesetzt ist, wird dem Flächeninhalt Englands gleichgeschätzt, und zum Schutze desselben sollen jährlich für die Dämme 20—24 Millionen Mark von der Regierung verausgabt worden sein. In der Nähe Kaifongs, der Hauptstadt von Honan, änderte der Strom wiederholt eigenwillig oder von Menschenhand gezwungen seinen Lauf. Bis zum Jahre 500 n. Chr. scheint er durch Schantung geströmt zu sein und sich in den Golf von Petcheli ergossen zu haben. Dann gaben ihm die Chinesen ein neues Bett und lenkten ihn südwärts durch die Provinz Kiangsu, wo er nicht weit vom Delta des Yang-tse-kiang sich ins Gelbe Meer ergoß. Im Jahre 1851 änderte der Strom abermals und suchte seinen alten Lauf nach Nordosten, wiederum in den Golf von Petcheli mündend, während er jetzt, seit der Katastrophe des letzten Herbstes, abermals das südöstliche Bett aufzusuchen scheint und seine Wassermasse, viele Flüsse und Kanäle vereinigend, in ungeheurer Breite durch Kiangsu dem Meere zuwält.

Der Hoang-ho hat eine Stromlänge von 4440 km und führt dem Meere im Durchschnitte jede Stunde 416 Millionen Kubikfuß Wasser und 2 Millionen Kubikfuß Erde zu.

Bei dieser gewaltigen Wassermasse kann man sich das entsetzliche Unglück einigermaßen erklären, das der Strom über

seine Uferbewohner brachte. Oberhalb der genannten Hauptstadt Honans, Kaifong oder Kaifung-fu, brach eine meilenweite Strecke des großen Dammes, und die Wucht des Wassers, das aus dem erhöhten Strombett in die tiefere Ebene hinabstürzte, riß alles mit sich fort. In wenigen Stunden waren über 3000 große, volkreiche Dörfer mit fast allen ihren Einwohnern ein Raub der Wogen. Die Ebene von Honan mit ihren reichen Reisfeldern, Maulbeerplantagen steht jetzt weithin unter Wasser, ein Binnensee von etwa 30 000 qkm hat die Wohnstätte mehrerer Millionen Menschen und alle ihre Habe und unzählige Menschenleben (die Angaben schwanken von 1—7 Millionen!) plötzlich vernichtet. Das Unglück spottet jeder Beschreibung und ist, da man des entfesselten Elementes noch immer nicht Herr geworden ist, noch stets im Steigen. Eben noch meldete der Telegraph, daß 4000 Arbeiter, welche unter Leitung von Beamten einen Damm herstellen wollten, zusammen ihrem Werke von den Wogen begraben wurden.

Von den katholischen Missionsgebieten sind zunächst betroffen oder bedroht:

1. Das Apostolische Vikariat Süd-Honan, das von den Missionären des Pariser Missionsseminars verwaltet wird. Unter 20 Millionen Heiden hatten die Missionäre 5000 Neu- bekehrte und 45 Kirchen oder Kapellen, von denen wahrscheinlich manche der Katastrophe zum Opfer fielen.

2. Das Apostolische Vikariat Nord-Honan, der ebenfalls dem Pariser Seminar anvertraute, nördlich vom Gelben Fluß gelegene Theil der Provinz Honan. Dasselbst zählte man 1886 unter etwa 6 Millionen Heiden 1235 Katholiken und 6 Kirchen.

3. Der südliche Theil des Apostolischen Vikariats Südost-Petcheli, das von Jesuiten verwaltet wird. Diese Mission zählte 1887 nicht weniger als 518 Christengemeinden mit 496 Kirchen und Kapellen, 35 202 Katholiken und 1617 Katechumenen unter 10 Millionen Heiden. In 87 Knabenschulen wurden 1113 Knaben und in 85 Mädchenschulen 813 Mädchen unterrichtet.

4. Das den Missionären von Steyl anvertraute Apostolische Vikariat Süd-Schantung, dessen statistische Verhältnisse wir in der letzten Nummer (S. 39) veröffentlichten.

5. Das von den Franziskanern geleitete Apostolische Vikariat Nord-Schantung: 16 000 Katholiken mit 300 Kirchen und Kapellen unter 20 Millionen Heiden. Wenn auch der Gelbe Fluß jetzt einen andern Lauf genommen hat, so ist doch das Tiefland von Schantung durch ein ausgebreitetes Kanalsystem mit dem eigentlichen Ueberschwemmungsgebiete verbunden und dadurch bedroht.

6. Ganz besonders in Gefahr ist Kiangsu, der östliche Theil des größten und blühendsten Missionsgebietes von China, des Apostolischen Vikariats Kiangnan. Eine ausführliche Statistik dieses von Jesuitenmissionären geleiteten Vikariats, dem 104 000 Katholiken angehören, enthält unsere letzte Nummer (S. 41). Nach den bis jetzt vorliegenden Nachrichten ist sehr zu fürchten, daß die Wassermasse des Stromes, die sich immer mehr ansammelnd über einen stets größern Flächenraum ausbreitet, schließlich durch diese dicht bevölkerte Provinz einen Ausweg suche.

Sobald uns Nachrichten der Missionäre zukommen, werden wir sie mittheilen. Inzwischen bitten wir unsere Leser, den von dem Unglück betroffenen oder bedrohten Glaubensbrüdern



mit eifrigem Gebete beizuspringen und der entsetzlichen Nothlage der Heimgesuchten nach Kräften abzuheffen.

**Apostol. Vikariat Süd-Schantung.** (Schluß des Berichtes des hochw. Bischofs Anzer an den hochw. Herrn Rector Janßen zu Steyl.)

„Gegen Abend kam ich in Liangshan an. Es ist das ein 10 Li langer und etwa 10 Li breiter, ganz isolirter Berggrüden, dessen Gestein den besten Kalk in Schantung liefern soll. Seine höchste Spitze — vielleicht 1000 Fuß hoch — ist von einer Ringmauer gekrönt, welche die Bewohner der Umgegend vor etwa 30 Jahren zum Schutze gegen die Aufständischen errichtet haben. Auf anderen Spitzen sind Pagoden erbaut, die träumerisch in die weite, flache Ebene hinabschauen. Ich besuchte

eine derselben. Sie ist die berühmteste und gilt als besonders heilig. Hält sie ja nach der Ansicht der guten Leute hier das Glück in dieser Gegend fest. Wenn doch diese Leute wüßten, was ihnen zum Heile wäre, dachte ich, als ich von dieser Pagode auf die 50 Dörfer blickte, welche sich wie ein Kranz um den Fuß dieses Höhenzuges schlingen. Wann wird doch der Tag erscheinen, wo an Stelle dieser Pagode ein Heiligtum des Allerhöchsten thront? Liangshan ist von alters her berühmt, nicht um des guten Kalkes wegen, den es liefert, sondern noch mehr eines berühmten Räuberkönigs halber, der einst hier sein Unwesen getrieben. Die hiesigen Bewohner scheinen von diesem Räuberkönig manches ererbt zu haben. Denn auch heute noch ist Liangshan, besonders in den Sommermonaten, ein Schrecken für die Reisenden. Es haufen hier beständig einige hundert



Buthanier.

Nepaleser.

Lepcha.

Räuber. In einem dieser 50 Dörfer, die um den Berg malerisch gruppiert und von einer äußern Ringmauer umschlossen sind, haben wir seit zwei Jahren einige Katechumenen. Es heißt Dschengtjahöl. Die Katechumenen sind in jüngster Zeit bis auf 80 gestiegen. Es ist begründete Aussicht, daß diese Zahl sich in Bälde vervielfältigen wird, wenn nicht besondere Hindernisse kommen. Die Katechumenen sind sehr gut, manche ausgezeichnet. Viele entfalten sogar einen großen Eifer, ihre Verwandten und Bekannten für die Kirche zu gewinnen. Auch unter den Heiden ist niemand, der schlecht von der Kirche spricht. Viele wünschen sogar, daß wir eine schöne große Kirche erbauen; dann wollten sie alle katholisch werden. Nicht ganz eine Stunde von hier ist das hoffnungreiche Dorf Ritjazato.

Es sind dort ebenfalls gegen 80 bis 100 Katechumenen. Freilich haben die Weiber noch keine Gebete gelernt, weil es an einem geeigneten Platze fehlt. Meine Katechisten und ich selbst wohnen, so oft wir dahin kommen, in einer Pagode, die außerhalb des Dorfes sich befindet. Bei meiner gestrigen Anwesenheit in diesem Dorfe kaufte ich einen Platz, um diesen braven schlichten Neuchristen ein Kirchlein zu erbauen. Sie verdienen es in Wahrheit. In dem 2 Li davon entfernten Tschjan mit seinen 50 Katechumenen wäre der Bau eines Gebetlokals ebenfalls sehr nöthig. Ferner bereiten sich in einigen anderen nahen Dörfern mehrere Familien mit Eifer auf die heilige Taufe vor. Sogar über unser Gebiet hinaus erstreckt sich der wohlthätige Einfluß von Liangshan. In diesem Jahre allein wurden von



hier aus im nahen Gebiete der Franziskaner mehrere Hundert katholisch, also mehr als bei uns selbst.

So ist Kiangshan jetzt schon ein kleines Centrum und wird mit der Zeit an Bedeutung gewinnen. Ich bin hier erst seit 4 Tagen und schon kommen Leute 10 und 20 Li weit, um mich zu sehen. Ich habe hier einen kleinen Guckkasten, der ist ein wahrer Magnet für die Chinesen. Die Bilder, welche das Leben und Leiden Jesu darstellen, geben mir die schönste Gelegenheit, von der Wahrheit und Schönheit der katholischen Religion zu reden. Soeben als ich dieses schreibe, kommt eine Frau und will die Bilder sehen. Ich zeigte ihr mehrere Darstellungen aus dem Leben Jesu. Keines machte Eindruck auf sie, ebenso wenig die Worte, die ich zu ihr sprach. Zum Schluß zeigte ich ihr noch das Innere der Gereonskirche in Köln. Das gefiel ihr. Sie fragte, ob es im Himmel der Christen, von dem ich gesprochen hätte, auch so schön sei. „Ja,“ sagte ich, „und noch viel schöner.“ — „Dann will ich auch katholisch werden,“ fuhr sie mit großem Eifer fort, „und meine 5 Söhne und 3 Töchter und alle meine Enkel und Enkelinnen, die alle sollen katholisch werden.“

Es müßte die Kölner doch freuen, wenn sie wüßten, daß ihre schöne Gereonskirche Missionärin in Süd-Chantung geworden sei. Noch mehr würde es aber meine armen Neuchristen freuen, wenn die guten Kölner ihnen auch so eine kleine Gereonskirche bauen würden. Ich habe die umliegenden Christengemeinden bereits alle besucht; nun werde ich einige Tage hier bleiben. Mein Palast ist eine alte Lehmhütte, die Mauern sind von weiten Spalten durchrissen, die Fenster mit Papier verklebt, die Thüre fehlt ganz, eine Strohmatten vertritt ihre Stelle. Vom Dache fallen oft schwere Lehm- und Erdstücke herab, so daß ich in beständiger Gefahr bin, Köcher in den Kopf zu bekommen. Scheint die Sonne, so bin ich in Schweiß gebadet; regnet es, so werden meine Kleider durchnäßt. So sitze ich nun in den Stunden, wo keine Besuche sich einfinden, ganz einsam hier mit meinen Arbeiten beschäftigt. Fast täglich laufen Boten aus verschiedenen Theilen der Mission ein. Da gibt es bald dieses, bald jenes zu besorgen. Die Aufzählung würde Sie langweilen. Ich will Ihnen nur kurz sagen, welche Nachrichten ich in den letzten Tagen über den Stand der Verfolgungen, von denen ich im letzten Briefe gesprochen, erhalten habe. Leider kann ich noch nichts Gutes berichten.“

„In Jischofu“, schreibt der Herr Bischof in demselben Briefe vom 8. September, „ist ein Umschwung zum Bessern eingetreten. Wie mir Herr Brück den 25. August schreibt, hat der dortige Präfect eine Untersuchung eingeleitet. Dagegen gestalten sich die Ereignisse in Jenschofu von Tag zu Tag schlimmer. Ich habe in meinem letzten Briefe geschrieben, die Gefahr sei aufs höchste gestiegen, sie hat aber doch noch einen höhern Grad erreicht, und es wird wahrscheinlich bis zum Blutvergießen kommen. Das wäre eine Freude für die Gegner der Kirche, wenn sie mich erwischen könnten. 10 000 Mark sollen auf meinen Kopf gesetzt sein. Hätte nie geglaubt, daß ich so viel werth wäre. Wie heimliche Christen in der Stadt und geheime Boten mir berichten, können die Verhältnisse wirklich nicht schlimmer gedacht werden. Zwar ist der Mandarin Ly, der die ganze Sache angestiftet hat, verhaftet worden, und sein Nachfolger Huang ist uns sehr gewogen. Er publicirte ein Edict zu unseren Gunsten und ließ es an allen Stadthoren anheften. Dadurch zog er sich aber den Haß der Gelehrten zu. Er ist in seinem eigenen Jamen (Gerichtsgebäude) nicht mehr sicher.

Die von den vereinigten 800 Gelehrten gemietete Rote soll sich bereits auf 10 000 Mann belaufen. Täglich erscheinen sie unter Flüchen und Verwünschungen vor seinem Tribunale. Der Mandarin steht ohnmächtig da. In seiner Noth ging er zum Dauta, um Verstärkungen seiner Leibwache zu erbitten. Auf dem Wege großer Aufrühr. . . „Nieder mit dem europäischen Teufelsmandarin!“ erscholl es von allen Seiten. Nur mit genauer Noth gelangte er zum Dajamen (dem Gerichtshofe des Dauta). Die schwankende Haltung des Dauta, der von den Gelehrten bestochen ist, brachte ihn zur Verzweiflung. In seine Wohnung zurückgekehrt, wollte er sich erhängen, wurde jedoch von seinem Unterbeamten daran gehindert. — Um dieselbe Zeit gelang es meinem Katechisten Dung, heimlich in die Stadt zu kommen, um Erkundigungen einzuziehen. Seine Ankunft ward bald ruckbar. Die Thore der Stadt wurden am hellen Tage geschlossen, damit Dung ja nicht entweichen könne; bewaffnete Banden durchzogen unter Trommel- und Tamtamschall die Straßen der Stadt, durchstöberten die Häuser etc. Bei eingebrochener Nacht ließ sich Dung mittelst eines Seiles über die Stadtmauer hinaus und entfloß.“ — Ähnlich erging es einem andern Boten, den der Bischof mit einem Briefe an den Dauta abschickte. Nur mit genauer Noth entrann derselbe dem Tode.

„So weit meine Nachrichten über Jenschofu“, fährt der hochwürdigste Herr Bischof fort; „besser schien es in den letzten Tagen in Jining zu gehen. Zwar haben die Gelehrten von Jenfu ihre Leute dorthin geschickt, um Aufruhr gegen uns zu erregen. Ich konnte jedoch noch rechtzeitig den Mandarin davon in Kenntniß setzen. „Wie,“ sagte er, „diese Halunken kommen auch hierher und wollen den Frieden stören? Heute noch vertreibe ich sie.“ Er hielt Wort und gab überdies den Befehl, daß ein Edict zu unseren Gunsten in bester Form abgefäkt, in Holz geschnitten und Abbrüche davon an unser Haus und an die Stadthore geklebt werden. Um dem Edicte größeren Nachdruck und größere Verbreitung zu geben, ließ er, was noch nie ein Mandarin gethan, es öffentlich durch die Straßen der Stadt tragen und ausrufen. Wir athmeten auf. Aber was geschieht? Unweit der Stadt wird einem Knaben der Kopf abgeschnitten und einem Mädchen ein Loch in den Hals gebohrt. Man war gleich einig, die katholischen Missionäre hätten das gethan. Des anderen Tages waren Schmähschriften an allen Ecken in der Stadt und auf dem Lande angeheftet. Es wird aufgefodert, solche Scherensale, wie die europäischen Teufel, zu vertreiben und sie unter keinen Umständen mehr im „Reiche der Blumen“ im „Land des Rechtes“ und der „reinen Vernunft“ zu dulden. All' die abgedroschenen Phrasen vom Augenausstechen und Herzausreißen sind wieder aufgewärmt. Dazu kommt noch ein Umstand, der die Gemüther erst recht in Gährung bringt. Eben jetzt verbreitet sich nämlich hier das Gerücht, daß dem Bischofe von Tsinansu (dem Apostol. Vikar von Nord-Chantung) eine Kirche zerstört worden sei und er zu seinem Rechte nicht gelangen könne. Ja, man erzählt sich, der Vicelkönig habe den Bischof ermordet und wolle die katholische Kirche vernichten. Die Vorkommnisse in Jischofu sind ebenfalls bekannt. Man macht die anschaulichsten Beschreibungen, wie die Europäer dort ermordet und die Christen alle ohne Ausnahme hingeschlachtet worden seien. — Derartiges Gerede ist lächerlich; aber wer in China gewesen, der begreift dessen Tragweite. Das Volk untersucht nicht; die Gelehrten sagen es, und das genügt. Und dann sind solche Gerüchte für ihren Europäerhaß Del ins Feuer. Man glaubt ja gerne, was man wünscht. Entsetzliche



Stunden habe ich schon verlebt und manche schlaflose Nacht hingebracht. Vange frage ich mich oft, wie dieser Aufruhr wohl enden werde. Doch: In te Domino speravi, non confundar in aeternum! (Auf dich, Herr, habe ich gehofft; in Ewigkeit werde ich nicht zu Schanden.)

Im Begriff, diesen Brief abzuschicken, erhalte ich die Nachricht, daß unser Haus in Ziningdscho verloren sei. Nähere Nachrichten fehlen noch."

Auch in dem angrenzenden **Apostol. Vikariate Nord-Schantung**, welches von den Franziskanern verwaltet wird, droht die Verfolgung. P. Anselm vom heiligen Erlöser schreibt unter dem 27. September aus Tsinan-fu:

"Während sich der Kaiser von China dem Apostolischen Stuhle nähert, bietet der böse Geist alles auf, um uns und unser Werk zu zerstören, wenn es ihm möglich wäre. Die Provinz Schantung scheint er sich namentlich zum Felde seiner Thätigkeit gewählt zu haben. So ziemlich auf allen Punkten regt sich die Verfolgung gegen unsere Neophyten, werden Kirchen zerstört und Mordpläne gegen die Missionäre geschmiedet. Die Heiden handeln wie auf einen geheimen Befehl und scheinen eines schönen Tages mit den 'europäischen Teufeln' und allen Anbetern des wahren Gottes, welche sie Anhänger einer fremden Religion und die Schande ihres Vaterlandes nennen, gründlich aufräumen zu wollen. Die Ortsbehörden sind mit dieser Gährung sehr wohl vertraut.

Am 25. Juli trug sich folgender Vorfall zu. Ich befand mich damals im nördlichen Theile des Vikariats, der an das Meer grenzt, und war mitten in meinen Arbeiten. Da ich eben eine benachbarte Christengemeinde besuchen wollte, warnte mich ein Katechist, ein braver, aber etwas furchtamer Mann, vor diesem Unternehmen; die dortigen Neubekehrten seien schon längere Zeit von den Heiden hart bedrängt und ein Besuch wäre demnach mit Gefahr verbunden. Das war für mich ein Grund mehr, die Verfolgten zu besuchen; denn offenbar bedurften sie um so dringender des Trostes und der Stärkung durch die heiligen Sacramente. Am festgesetzten Tage kamen also zwei Katechisten aus dem betreffenden Dorfe, um mich abzuholen. Die Heiden hielten gerade eine Procession zu Ehren eines Gözen, daß er ihnen Regen spende. Als sie vernahmen, die Christen seien unterwegs, um ihren Priester abzuholen, verließ eine Schaar von etwa 100 Mann die Gözenprocession und rottete sich, offenbar nicht in freundlicher Absicht, um unsere Kirche zusammen. Ein heftiges Ungewitter, das am Himmel aufzog und fast plötzlich losbrach, vertrieb aber die aufgeregte Menge noch vor meiner Ankunft, und so traf ich den 20. Juli ohne weitem Zwischenfall in der Gemeinde ein.

Die vier folgenden Tage waren sowohl für den Missionär als für die Neubekehrten eine Zeit der Freude und des Trostes. Die Christen bereiteten sich während derselben auf den Empfang der heiligen Sacramente vor. In der Frühe des 25. Juli beendete ich die Spendung der Sacramente. Alle Neubekehrten waren in der Kirche und verrichteten als gemeinsame Danksgiving miteinander die Kreuzwegandacht. Während dieses geschah, erhängte sich die noch heidnische Schwiegertochter eines unserer Christen in ihrer Wohnung. Nun muß man wissen, daß der Selbstmord von den Chinesen in vielen Fällen als ein Act heroischer Tugend angesehen wird, namentlich wenn ein Weib sich selbst das Leben nimmt, und so wurde die unglückliche Selbstmörderin von den Heiden als eine Heilige betrachtet.

Früher war dieselbe gegen unsere heilige Religion, welcher ihr Mann und dessen ganze Familie angehört, sehr feindselig gestimmt; dann hatte sie unter dem heilsamen Einflusse des Christenthums wiederholt den Wunsch geäußert, selbst Christin zu werden. Aber ihre Eltern, die von einem tödtlichen Christenhasse glühten, hatten ihr zugeredet und sie unter Drohungen von ihrem Vorhaben abgebracht; lieber, als zum Christenthume verführt, hatten sie gesagt, wollten sie ihre Tochter todt sehen. Diesen lehtern Ausweg hat denn auch die Aermste zwischen der Stimme ihres Gewissens und dem Hasse ihrer Eltern unglücklicherweise gewählt.

Der Selbstmord einer Ehefrau wird immer dem Manne zum Verbrechen angerechnet und kostet ihn gewöhnlich eine große Summe, mit welcher er sich von Verfolgung freikaufen muß. In unserm Falle aber kam das Leben und die Sicherheit aller Christen und der Bestand unserer Religion in der ganzen Gegend in Frage. Die Verwandtschaft der Selbstmörderin bildet einen Weiler für sich, der etwa 1 km entfernt liegt. Die Heiden hatten schon lange geschworen, die erste günstige Gelegenheit zu benützen, um die Christengemeinde auszurotten. Kaum verbreitete sich daher die Nachricht des traurigen Vorfalls, so erhoben sie sich wie ein Mann; im Ru stand eine Rote von 50 bis 60 Rasenden, mit Stöcken, Weilen und Stricken bewaffnet, vor unserer Kirche. Die Frau sei auf Befehl des europäischen Priesters erdrosselt worden, schrien sie, weil dieselbe sich geweigert habe, die christliche Religion anzunehmen. Umsonst suchte der heidnische Ortsvorsteher die Leute zu beruhigen; sie geberdeten sich wie wilde Thiere, und ich gestehe, daß ich eine Weile in meinem Herzen die Hoffnung hegte, mein Leben, das ich Gott zum Opfer brachte, hingeben zu dürfen. Es fiel mir auch gar nicht ein, zu fliehen, obschon man mich dazu aufforderte; im Vertrauen auf Gott trat ich den Heiden entgegen und fragte sie, was sie mit ihren Waffen und ihrem wüthenden Geschrei wollten. „Zurück!“ rief ich ihnen zu; „haltet ein! das ist geweihter Boden; ihr dürft ihn nicht betreten!“

Sofort versetzte mir einer der Rasenden einen Stockstreich auf meinen Arm, und alle fielen über mich her. Aber mein Katechist, ein treuer Diener und eifriger Christ, sprang mir bei; er sah, daß sie mich erschlagen wollten, und warf sich zwischen mich und meine Angreifer, deren Streiche mit seinem Leibe auffangend. Im Nu haben sie ihn zu Boden geschlagen und sind im Begriffe, ihn zu morden. Seine große Gefahr gewahrend, stürzte ich ins Handgemenge, suchte den Grimm der Rote auf mich zu lenken und so sein Leben und dasjenige des Vorstehers der Christen, den sie ebenfalls schwer am Kopfe verwundet hatten, zu retten. Dank meiner Stentorstimme und eines besondern Beistandes Gottes gelang es mir, die Angreifer einzuklügeln. „Schlagt uns todt!“, schrie ich. „Ihr laßt uns sonst die Marterkrone entschlipfen und vor Gericht werdet ihr euch so wie so verantworten müssen!“ Der Chineser ist von Natur sklavisch und furchtsam und läßt sich durch ein muthiges Auftreten leicht aus der Fassung bringen. Erschrocken zogen sie sich zurück. Der Katechist war schlimmer zugerichtet als ich; er war ganz mit Blut bedeckt und mußte zehn Tage das Bett hüten. Ich reichte eine Klage beim Mandarin ein; dann ließen mich die Christen auf einen Karren legen, um mich ins Nachbardorf zu bringen. Inzwischen hatten die Heiden wieder Muth gefaßt; sie setzten uns nach, um mich und meine Begleiter unterwegs zu ermorden und in den Fluß zu werfen. Die göttliche Vorsehung fügte es aber so, daß wir die Stelle, wo der



Fluß zu Schiff übersezt werden muß, vor unseren Verfolgern erreichten, und daß die Schiffer den Rasenden die Ueberfahrt verweigerten, weil es zu spät in der Nacht sei."

### Äquatorial-Afrika.

**Apostol. Biskariat Tanganjika.** Die folgenden Zeilen des P. Guillems an einen Mitbruder geben uns ein Bild von der unausgeheuten Thätigkeit der Missionäre auf jenem großen Arbeitsfelde.

"In meinem letzten Briefe deutete ich schon an, daß mir unser Oberer von Ribanga, P. Culbois, den Auftrag gegeben hat, das Werk meiner Vorgänger fortzusetzen. So besuche ich also jetzt die entfernteren Dörfer und erkläre den Eingeborenen, welche nicht zum regelmäßigen Unterrichte kommen können, den Katechismus. Mit großer Freude unterziehe ich mich dieser Arbeit; ist ja die Predigt des göttlichen Wortes, der Unterricht, die Spendung der Taufe und der Krankenbesuch die Hauptaufgabe, ja ich möchte sagen das eigentliche Leben des Missionärs, das Ideal, wie es alle jene im Herzen tragen, die sich der Verkündigung des Evangeliums widmen. Gegenwärtig mache ich zweimal wöchentlich in Begleitung einiger Christen diese Ausflüge. Beim Eintritte in das Dorf verbreitet sich alsbald die Nachricht von unserer Ankunft; sofort eilen Männer, Weiber und Kinder herbei und versammeln sich in einer gemeinsamen Hütte oder unter einem schattigen Baume. Zunächst kommen die Tagesneuigkeiten zur Erlebigung, dann wird auf Kosten des Missionärs eine Pfeife gestopft und in Brand gesetzt, bis sich alle Nachzügler vollzählig eingefunden haben. Hierauf beginnt das gemeinsame Gebet, an das sich der Katechismusunterricht anschließt. Dabei braucht es freilich unendliche Geduld, bis die Wahrheiten unserer Religion verstanden und eingepreßt sind. Bei den Schwarzen geht eben alles recht langsam. Eines jedoch ist für den Missionär stets tröstlich und ermutigend: der Umstand nämlich, daß er sieht, wie die Leute ein wirkliches Verlangen danach tragen, sich unterrichten und taufen zu lassen. P. Culbois äußerte sich zu wiederholten Malen in folgender Weise: 'Unsere Christen sind vom besten Willen besetzt, die Katechumenen sind trefflich gestunt und mit jedem Tage steigert sich bei den Eingeborenen die Sehnsucht nach der wahren Lehre.' Kurz, unsere Mission macht gute Fortschritte; es ist dies der größte Trost, welchen der liebe Gott seinen Dienern bereiten kann. Die Monate Januar und Februar des Jahres 1887 brachten uns 50 Tausen, das ist eine segnete Ernte. Im Allgemeinen lernen die Kinder leichter als die Erwachsenen; letztere schämen sich aber gar nicht, mit den ersten in die Schule zu kommen, um dem Missionär bei seinem nächsten Besuche sagen zu können: 'Sieh, ich habe etwas gelernt und hoffe, bald das ganze Vaba Yetu (Vater unser) auswendig zu können.' Als ich eines Tages durch ein Dorf kam, sah ich, wie eine Mutter ihr jüngstes Kind einwiegte und dazu das Vaterunser und den Englischen Gruß laut her sagte, um sich diese Gebete fehlerlos einzuprägen. So oft sie dabei anstieß oder ein unrichtiges Wort gebrauchte, half ihr ihre Tochter, welche in der Nähe die Mahlzeit für die Familie bereiteete.

Zuweilen folgen wir dem Beispiele unseres göttlichen Meisters, der an den Ufern des Sees Genesareth wandelte, und ziehen den Tanganjika entlang, um den Anwohnern, welche auf dem Wasser ihre Netze auswerfen, oder dieselben am Strande ausbessern, das Wort Gottes zu verkünden. Freilich können wir nicht wie der Heiland sagen: 'Kommet, folget mir nach', son-

dern nur: 'Kommet und höret uns.' Wirklich rudern die Fischer herbei, setzen sich auf dem Uferlande nieder und lauschen auf die Predigt. Was besondern Eindruck auf sie gemacht hat, wiederholen sie häufig und geben das Versprechen ab, ein besseres Leben führen und keinen Tag das Gebet unterlassen zu wollen. — Allzu rosig ist dieses apostolische Wanderleben freilich nicht; denn die afrikanische Sonne, welche ihre glühenden Strahlen fast senkrecht herabsendet, läßt die Kräfte überaus schnell ermatten. Nicht selten muß man sich Füße und Hände von den Dornen ritzen lassen, wenn man den verlorenen Schäflein nachgeht, um sie zur rechten Hürde zu führen. Aber trotzdem bergen diese Leiden und Entbehrungen einen reichen Schatz von Trost in sich; bringen sie uns ja unserem göttlichen Meister, der so viel für die Seelen gearbeitet und gebuldet hat, immer näher. Beten Sie und lassen Sie viel beten für unsere theure Mission."

### Süd-Afrika.

Die **Sambesi-Mission**, welche mit so großen Opfern gegründet wurde, ist immer noch der Gegenstand eines hervorragenden Interesses unserer Leser. Wir können deshalb nicht umhin, den ausführlichen Bericht, den uns der hochw. P. Welb, der Obere dieser Mission, soeben zusendet, wenigstens im Auszuge mitzutheilen.

P. Welb beginnt mit der Darlegung der Gründe, welche die Abänderung des ursprünglichen Planes, das Werk der Bekehrung im Mittelpunkte der Mission selbst, in der Gegend der Victoriasälle, zu eröffnen, nothwendig gemacht haben. Der Hauptgrund besteht in der Unmöglichkeit, Jahr für Jahr die ungeheuren Geldsummen aufzubringen, welche zur Ausrüstung einer Karawane von Ochsenwagen erforderlich wäre. Und doch müßte man den Missionären jährlich mindestens einmal zu Hilfe kommen, wenn man sie nicht ohne jeden Nutzen dem Tode weihen wollte. Man mußte also den Entschluß fassen, Schritt für Schritt vorzugehen, und zunächst in der Capkolonie der Mission eine feste Grundlage schaffen. Daher die Gründung der Anstalten zu Dunbrody, Graaf-Reynet, Grahamstown u. s. w.

Dunbrody, ursprünglich vom hochw. Bischof Riccards für die Trappisten bestimmt, ist unseren Lesern aus vielen Schilderungen bekannt. Es ist die Studienanstalt für die künftigen Sambesi-Missionäre. Zu Anfang 1887 befanden sich daselbst 5 Priester, 22 Scholastiker, wovon 18 Philosophie und 3 Theologie studirten, und 10 Laienbrüder. Mit diesem Missionsseminar ist aber auch eine kleine neugegründete Kaffergemeinde verbunden. Die Schule wurde im Juni 1887 von 33 Kindern (20 Knaben und 13 Mädchen) besucht; seither ist sie zu 49 Kindern (25 Knaben und 24 Mädchen) angewachsen. Die Knaben werden von den Scholastikern unterrichtet und erzogen und lernen von den Laienbrüdern verschiedene Handwerke. Die Mädchen empfangen in einem eine Viertelstunde entfernten Hause von zwei frommen Frauen Unterricht und Erziehung. Für die Kafferkinder, welche zu weit entfernt wohnen, wurde am jenseitigen Ufer des Sunday-River eine Schule gebaut, in welcher ein Scholastiker wöchentlich dreimal den Katechismus erklärt. In der kleinen Kapelle wird jeden Sonntag auf kaffrisch und holländisch gepredigt, und oft wohnen mehr als 80 Eingeborene dem Gottesdienste bei. Die Gesamtzahl der Tausen beträgt etwas über 60. Am 2. October 1887 empfingen 11 Kaffern zusammen das Sacrament der Wiedergeburt. P. Welb hat allen Grund, mit diesem Anfange zufrieden zu sein und für die Zukunft noch größern Segen von



der unter den größten Schwierigkeiten gegründeten Anstalt von Dunbrody zu hoffen.

In Graaf-Reynet wurde am 2. Februar 1887 das Noviziat für die Sambesi-Mission eröffnet. 6 Novizen, darunter 2 Brüdernovizen, bildeten die ersten Bausteine. Am 27. April kamen 5 neue Novizen aus Europa an. Schon seit 1875 versahen Jesuitenmissionäre die kleine katholische Gemeinde von Graaf-Reynet, und da es gelang, ein an das Pfarrhaus stoßendes Gebäude zu erwerben, wurde dasselbe zum Noviziate eingerichtet. Dieses hatte im Laufe des letzten Jahres mit bitterer Noth zu kämpfen.

Ebenfalls in Graaf-Reynet befindet sich das Noviziat der Claver-Schwester, deren Aufgabe es sein soll, sich ganz dem Unterrichte der eingeborenen weiblichen Jugend zu weihen. Die eben begonnene Congregation besteht bis jetzt nur aus vier Mitgliedern, zwei Schwestern und zwei Novizinnen.

Zu Grahamstown besorgen die Missionäre zunächst das St.-Adams-Colleg, in welchem 2 Priester und 8 Scholastiker als Lehrer wirken. Daneben wird die Missionsthätigkeit keineswegs vernachlässigt. In der Vorstadt von Grahamstown, der sog. „Kocation“, wohnen mehrere Tausend Kaffern und Hottentotten. Für die Kaffern wurde im Jahre 1885 eine Schule und Kapelle gebaut, welche 200 Personen fassen kann. Im Hottentottenquartier ist eine zweite Schule eröffnet und eine Priesterwohnung gebaut, welche P. Berghegge seit dem 6. Mai 1887 bezogen hat, um sich ausschließlich der Seelsorge der Eingeborenen zu weihen. Das Haus liegt eine halbe Stunde

vom Colleg. Im August 1887 besuchten 25 Kinder die Kafferschule und 30–40 die Hottentottenschule; jetzt ist die Schülierzahl auf etwa 90 angewachsen. Der Missionär und sein junger Gehilfe bieten allen Eifer auf, um der sittlichen Verkommenheit, welche das traurige Erbtheil der Eingeborenen gerade da ist, wo sie in steter Berührung mit den weißen Ansiedlern

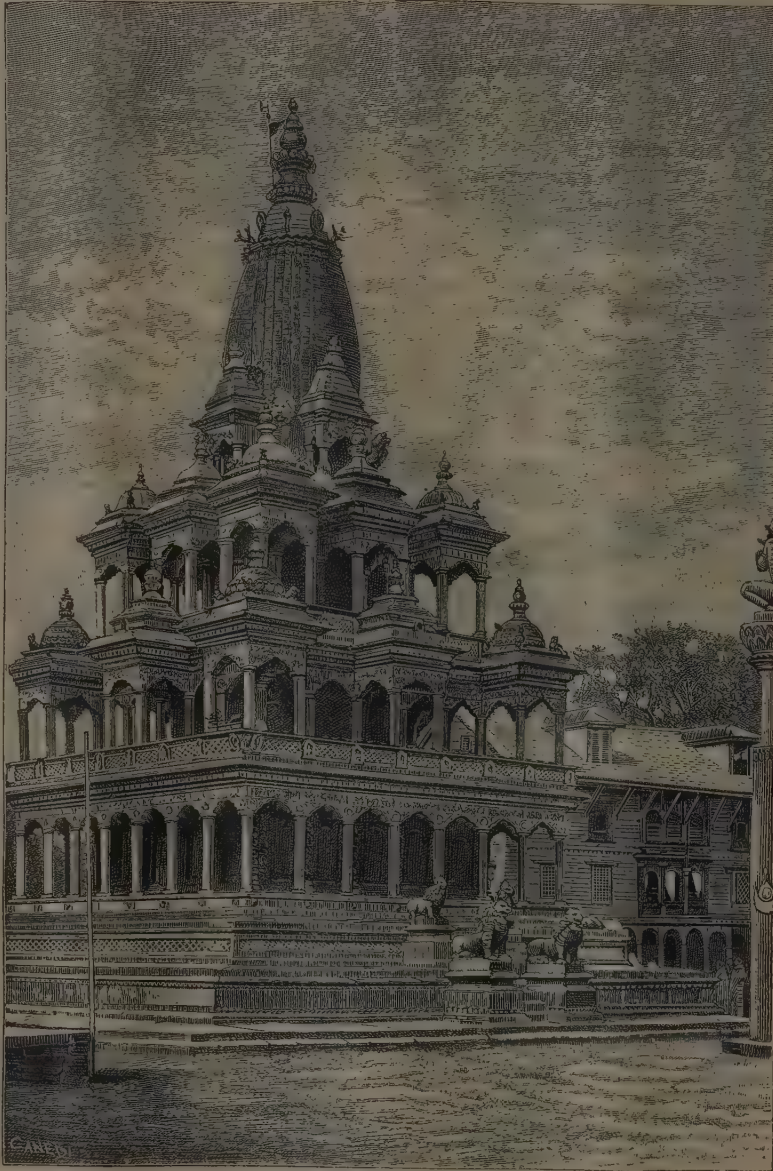
leben, wenigstens einzelne Seelen zu entreißen. Im letzten Jahre konnte P. Berghegge 15 Eingeborne taufen, und ungefähr eine gleiche Anzahl von Schulkindern werden mit Erlaubniß ihrer Eltern auf den Empfang der heiligen Taufe vorbereitet.

Um einer Anzahl deutscher Kolonisten, welche in der Nähe des Buffalosflusses wohnen und schon früher von den Missionären besucht worden waren<sup>1</sup>, den Trost einer beständigen Seelsorge zu

sichern, wurde in dem Dorfe Stutterheim, 75 km von King-Williamstown, eine Missionsstation gegründet. Seit dem Herbst 1886 ist dieselbe unserem Landsmanne P. Engels übergeben.

An der äußersten Grenze der Capkolonie, am rechten Ufer des Großen Keisflusses, der das unabhängige Kaffernland von dem britischen Gebiete trennt, wurde endlich, wie unseren Lesern bekannt ist, im Herbst

1886 die Station Keiland eröffnet, um den benachbarten Kaffern den wahren Glauben zu bringen. Die Wohlthätigkeit einer belgischen Dame hatte den Ankauf einer passenden Farm am Keisfluß ermöglicht. P. Frazer und Dr. de Sadeleer brachen



Tempel in Nepal.

<sup>1</sup> Vgl. Jahrg. 1883, S. 240.



in den ersten Tagen des September mit einem Wagen von Grahamstown aus, um über Stutterheim ihren Bestimmungsort zu erreichen. Bei P. Engels rasteten sie. Von seiner Station brauchten sie noch vier Tagereisen bis nach Keiland, wo sie am 17. September eintrafen und vorläufig in den Kaffernhütten Wohnung nahmen. Zu Anfang 1887 erhielten sie aus Grahamstown in der Person des Scholastikers Fr. Torrend einen eifrigen Gehilfen. Am 28. August konnten drei Familien, im ganzen 16 Personen, als Erfrucht dieser Mission getauft werden. Eine Schule ist eröffnet, welche von einem Duzend Kinder besucht wird; etwa 40 Personen nehmen an dem sonntäglichen Gottesdienste theil. Die Getauften führen ein wahrhaft christliches Leben und werden so auch durch ihr Beispiel dazu beitragen, ihre Landsleute dem Christenthume zuzuführen. Bereits erhält eine zweite Abtheilung Kaffern den Vorbereitungsunterricht zur heiligen Taufe und andere werden diesen folgen. Ende 1887 hatten sich schon 30 Kaffernfamilien auf der Missionsfarm niedergelassen, welche sich demnach, wie zu hoffen ist, bald in ein christliches Kafferndorf verwandeln dürfte.

Neben diesen Arbeiten in der Capkolonie hat P. Welb den ursprünglichen Plan der Missionsarbeit am Mittel- und Oberlaufe des Sambesi keineswegs aus den Augen gelassen. Zwei Wege führen zu den dortigen Volksstämmen: der Landweg über Schosong und durch das Matabelenland, der uns aus den Schilderungen des seligen P. Terörbe bekannt ist, und der Flußweg den Sambesi aufwärts. Am erstern Wege, der nur während einer kurzen Frist nach der Regenzeit, solange die Zugochsen Futter finden, mit Erfolg betreten werden kann, haben die Missionäre zwei Stationen angelegt: eine in Transvaal und eine im Matabelenlande.

Bleeschfontein, die erstere, befindet sich in der Nähe von Zeerust im Marico-District. Etwa 150 Betschuanen sind auf der ausgedehnten Farm anässig, geben aber bis jetzt wenig Hoffnung auf Bekehrung in Folge tiefer sittlicher Verkommenheit der Eingeborenen. Die Station wurde im Jahre 1884 gegründet. 2 Patres und 3 Laienbrüder sind mit der harten, jedoch nicht ganz erfolglosen Arbeit betraut. 18 Eingeborene und dazu 5 Kinder europäischer Abkunft konnten sie taufen; 8 von dieser Zahl, darunter 3 Ernwachse, sind kurz nach der heiligen Taufe gestorben. Mit Hilfe der Trappisten-druckerei in Marianhill ist von den Missionären von Bleeschfontein soeben ein Katechismus, eine biblische Geschichte und ein Gesangbuch in der Betschuanensprache erschienen. Mit der Zeit hoffen die Missionäre trotz aller Hindernisse die geistig keineswegs unbegabten Umwohner für die christliche Religion und deren Sittengesetz zu gewinnen; inzwischen ist Bleeschfontein wenigstens ein geeigneter Ort zur Erlernung der unter den Eingeborenen weit verbreiteten Betschuanensprache und ein Absteigequartier auf dem Wege in das Innere.

Noch weiter vorgeschoben ist die Missionsstation im Matabelenlande, welche die Missionäre seit ihrer Gründung im Jahre 1879 trotz aller Schwierigkeiten nicht verlassen haben. Die PP. Prestage und Booms mit Br. Hedley weilten noch immer in Subuluwayo und warteten auf die Erlaubniß, eine Schule eröffnen und die Jugend nicht nur im Landbau und in Handwerken, sondern auch in der Religion unterrichten zu dürfen. Das erstere wollte Lobengula gestatten, das zweite verbot er unter Todesstrafe. Endlich erlaubt der gefürchtete Matabelenfürst auch den Religionsunterricht; denn die Missionäre drohten, sein Land zu verlassen, und das war ihm doch nicht

recht, indem er von dem Unterrichte in den Handwerken große Vortheile für sein Land erhofft. Infolge der gewährten Erlaubniß beschloßen die Missionäre, ihre Wohnung von Subuluwayo, das seine frühere Bedeutung verloren hat, in die Nähe des von etwa 3000 Eingeborenen bewohnten Kraals Umpandin oder Empandin zu verlegen, wo man ihnen am Ufer des Umpazaflusses ein ausgedehntes Grundstück als Eigenthum überwiesen hatte. Der Ort liegt nicht sehr weit südlich von Subuluwayo. Am 18. Juni 1887 begaben sich P. Prestage und Br. Hedley in die neue Niederlassung und nahmen in Gegenwart des Induna (Häuptlings) von Umpandin feierlich Besitz von derselben. Ein junger Betschuane aus Bleeschfontein spannte unter den Augen der Matabelen einen Pflug und zeigte ihnen, wie man ein Stück Land pflüge. Dann erklärte P. Prestage den Leuten den Zweck seiner Ansiedlung in ihrer Mitte; er wolle ihnen nicht nur zeigen, wie man das Land bebaue, sagte er, sondern auch, wie man Gott verehere und den Himmel gewinne; Lobengula habe volle Freiheit gegeben, seine Lehren anzuhören und dieselben anzunehmen. Es steht also zu hoffen, daß die langjährige Geduld der Missionäre im Matabelenlande endlich Früchte tragen werde.

Auch auf dem zweiten Wege in das Missionsfeld des Innern, auf der Wasserstraße den Sambesi aufwärts, versuchen die Missionäre Schritt für Schritt vorzudringen. Wenn der Landweg überaus weit, beschwerlich und kostspielig ist, so hat auch die Wasserstraße ihre großen Schwierigkeiten. Das Klima längs des Unterlaufes des Sambesi ist überaus mörderisch und hat, wie unsere Leser wissen, eine Reihe der eifrigsten Missionäre in kurzer Zeit weggerafft. Nichtsdestoweniger wurden die Stationen in Quilimane, Senna und Tete gegründet. Von diesen Plätzen aus können die Missionäre zahlreiche heidnische Volksstämme zu beiden Seiten des Stromes erreichen und haben schon manche Seele gerettet. Etwas oberhalb Tete wurde, 250 englische Meilen vom Meere, die Mission Boroma gegründet. Weiter kann man zu Schiff nicht vorbringen, weil dort die Rebrabasa-Stromschnellen den Fluß auf eine Strecke von etwa acht Tagereisen versperren. Der selige P. Gabriel machte den Versuch, darüber hinaus bis nach Zumbo, wo der Strom bis zu den Victoriafällen wieder schiffbar wird, vorzubringen, fiel aber seinem heroischen Unternehmen, weil dasselbe aus Mangel an den nothwendigen Geldmitteln nicht genügend vorbereitet werden konnte, zum Opfer. Gott wird seinen glühenden Eifer reichlich belohnt haben.

Das Missionspersonal der Sambesimission zählte zu Beginn von 1887 im ganzen 94 Personen: 25 Priester, 44 Scholastiker und 25 Laienbrüder. Es läßt sich nicht läugnen, daß dieselben, die einen am Missionswerke selbst, die anderen in der Vorbereitung dazu, unter großen Opfern und Entbehrungen unablässig arbeiten. Große Erfolge haben sie freilich noch nicht erreicht. Wie P. Welb zum Schlusse seiner Darlegung hervorhebt, ist die Zeit, da in Thranen die Saat bestellt werden muß, noch keineswegs vorüber. Vielleicht werden erst künftige Geschlechter die Ernte erleben. Um so mehr sind die Missionäre der Unterstützung durch Gebet und Almosen würdig. In der That wäre Gefahr vorhanden, daß die Anstalten, in denen die künftigen Missionäre herangebildet werden, zu Grunde gehen oder doch wenigstens sehr eingeschränkt werden müßten, wenn die Almosen spärlicher fließen würden.

Wir lassen diesem Gesamtbilde der Missionsthätigkeit zunächst einen Brief P. Frasers über die Missionsstation am Kei-



flusse folgen, welcher die oben mitgetheilten Notizen erweitert. Der Brief ist datirt: Reilands, den 19. September 1887.

„Die beste Neuigkeit, welche ich melden kann, ist die Taufe von 16 Kaffern. Sie alle waren von Fr. Torrend, der ein besonderes Sprachtalent hat, hinlänglich unterrichtet und bewiesen die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung durch den andauernden Eifer, mit welchem sie dem Unterrichte bewohnten, der während mehrerer Monate täglich spät abends gegeben wurde. Die Getauften heißen also: Silima, der Patriarch der Familie, empfing den Namen Peter. Er hatte früher zwei Frauen, entließ aber eine, um die Taufe zu empfangen, obschon ihm dieses Opfer schwer genug fiel. Sein Sohn Montleke ist unser Postbote; ein anderer Sohn, Namens Mataluße, füttert unsere Ochsen und melkt unsere Kühe. Seine Tochter Geineke ist unsere Köchin, und deren Schwester Nomkiti hilft ihr. Alle neuen Christen wohnen zusammen in nächster Nachbarschaft, keine 5 Minuten von unserm Hause. Ich taufte sie nach der Messe, und die anwesenden Kaffern folgten der Ceremonie mit großer Aufmerksamkeit, obschon sie lange dauerte. Auch Paulina, das kleine Kind, blieb ganz ruhig; überhaupt weinen die Kaffernkinder lange nicht so viel wie die Kinder weißer Eltern. Wir schlachteten den Neophyten eine Ziege zum Tausschmause. Schon haben sich andere zum Taufunterricht gemeldet. Die Schule wird augenblicklich nur von zehn Kindern besucht; aber sie sind alle lernbegierig und kommen regelmäßig. Bald werden zwei neue Kaffernfamilien sich auf unserer Farm niederlassen, und da jede derselben vier Kinder hat, wird Fr. Torrend demnächst 18 Schüler zählen. Die Kinder, welche auf dem jenseitigen Flußufer wohnen, können nicht regelmäßig kommen, da der Rei reißend ist und daher nicht leicht überseht werden kann. Oft werden wir um Arzneien und ärztliche Hilfe angesprochen. So rief man mich zu einem Weibe, das ihren Kiefer ausgerenkt hatte und den Mund nicht mehr schließen konnte. Es gelang mir, den Kinnbacken wieder in das Gelenk zu bringen, was mir bei allen anwesenden Kaffern den Ruf eines großen Heilkünstlers einbrachte. Am nächsten Morgen trat der Vater des Weibes in unsere Hütte und küßte meine Hand mit Ehrfurcht. Dann stellte er sich neben die Thüre und begann eine lange Lobrede. Umsonst suchte ich seiner Verehrsamkeit Schranken zu setzen; er hatte seine Rede offenbar gut vorbereitet und wollte sie nun auch zu Ende halten. Als er fertig war, zog er seine Pfeife hervor und untersuchte sie genau; mit gut gespielter Staunen fand er, daß sie leer sei, und bat uns also, sie zu stopfen; dann ging er zufrieden seiner Wege. Wir haben jetzt vor unserm Hause einen etwa vier Morgen großen Garten, der mit einer Drahthecke eingezäunt ist. Darin wachsen eine Menge Gemüse, Obstbäume und Weinstöcke. Wir arbeiten an einem Wasserbehälter, der uns von großem Nutzen sein wird. Die Kaffern haben ein ausgebreitetes Stück Land umgepflügt, und wenn das Wetter günstig ist, werden wir eine Menge Hirse, Kafferkorn, Bohnen und Kartoffeln einheimen.“

Endlich geben wir noch einen Brief P. Zimmermanns, der uns in der Januarnummer (S. 19) seine blühende Missionsstation Boroma beschrieben hat. Unter dem 12. October 1887 theilt uns der eifrige Missionär mit, daß infolge eines Kriegszuges gegenwärtig in der Gegend von Massangana bittere Noth herrscht:

„Wie ich mich erinnere, wurde in den ‚Katholischen Missionen‘ bereits mitgetheilt, daß ein rebellischer Negerhäuptling Namens Bonga einen großen Theil des Unter-Sambesi, Massangana genannt, der sich von Senna aus bis nahezu nach Tete erstreckt und

der portugiesischen Regierung gehörte, an sich riß. Der Häuptling unterjochte die ganze Gegend und machte den Verkehr am Unter-Sambesi unsicher. Die portugiesische Regierung versuchte zwar schon einigemal, den ihr geraubten Boden zurückzuerobern, aber es gelang ihr nicht; das Kriegsführen ist in Afrika zu beschwerlich, weil gangbare Wege fehlen, die Bodenbeschaffenheit die größten Hindernisse bietet und andere Schwierigkeiten sich überall erheben. Bonga, der über mehrere Tausend kriegsfähige Neger verfügte, blieb stets Sieger, und jeder neue Sieg machte ihn und seine Untergebenen immer frecher und für die Reisenden gefährlicher. Vor gar nicht langer Zeit kam einer unserer Laienbrüder den Sambesi hinaufgefahren, um in Tete dem dortigen Missionär Hilfe zu leisten. Die Nacht überfiel ihn in Massangana, nahe dem Orte, wo Bonga selbst seine Wohnung hatte. Als der Bruder sich bereits zur Ruhe gelegt hatte, da erschienen auf einmal mehrere mit Ketten (badzo), Langen (dipa) und Bogen (uta) versehene Neger, Leute des Bonga, und umringten den Bruder sammt dem Fahrzeug, auf dem er seine Vorräthe für die Reise und etwas Baumwollzeug hatte. Sie verlangten nun Geschenke, und als der Bruder sagte, er sei selbst arm und nur mit dem Nothwendigen versehen, da erhoben sie ihre Waffen gegen ihn und drohten, ihn augenblicklich zu tödten, wenn er nicht allsogleich ihrem Wunsche willfahre. „Weißt Du nicht,“ so sprachen die nächtlichen Vanditen zu dem vor Angst zitternden Bruder, „daß hier im Lande Bonga's niemand weiterfährt, der nicht ein Geschenk (Tribut) gibt?“ So war der Bruder genöthigt, seinen kärglichen Besitz an Zeug und Speise mit den Negern zu theilen, die sich mit dem Erhaltenen erst dann zufrieden stellten, nachdem sie selbst alles durchsucht und sich überzeugt hatten, daß der Bruder wirklich an Lebensmitteln und anderen Sachen keinen Ueberfluß habe. Ähnlich und zuweilen noch ärger trieben es Bonga und seine schwarzen Unterthanen mit den übrigen Sambesi-Reisenden. In Folge dieses Verfahrens, welches selbst öffentliche Regierungsbeamte und deren Vorräthe nicht unverschont ließ, wurde die portugiesische Regierung genöthigt, neuerdings einen Angriffsversuch auf den Empörer und Tyrannen zu machen, und zwar dießmal mit glücklichem Erfolge.

Bonga sah sich zur Flucht gezwungen, da er gleichzeitig von mehreren Seiten angegriffen wurde und da infolge seiner Grausamkeit selbst mehrere seiner eigenen Leute ihn verlassen und zur Gegenpartei übertraten. Die Regierung bemächtigte sich abermals des ihr vor Jahren geraubten Besitzes, und wir hoffen nun eines ungestörten Verkehrs auf dem Sambesi zu genießen, da nicht bloß die Gegend des Untern Sambesi, sondern der berichtigte Negerhäuptling selbst sich bereits in der Gewalt der portugiesischen Regierung befindet. Sein eigener Bruder, der sich schon seit längerer Zeit nach der Herrschaft sehnte, nahm ihn gefangen und sandte ihn auf Neger-Art geknebelt nach Tete. Ueberaus groß war der Jubel in Tete, als man den gemeinsamen Feind und das gefürchtete Haupt der Rebellen in Banden sah, und man hofft nun mit Zuversicht, den ganzen Krieg recht bald glücklich zu beenden. Der Krieg wird freilich beendet, aber seine traurigen Folgen bleiben nicht aus, und zwar sind diese hier in Afrika weit bitterer und für die armen Bewohner empfindlicher, als die Nachwehen eines Krieges in Europa. Dieser Tage, am 5. October, machte ich mit P. Hiller von Tete aus eine kleine Reise nach Massangana, dem frühern Kriegsschauplatz, um die dortige Gegend zu besichtigen. Wir fuhrten den Sambesi abwärts und gelangten abends nach Cas-



sanha, einer stark bevölkerten Neger-Niederlassung. Da wir bis zum Einbruch der Nacht nicht mehr viel Zeit übrig hatten, so beeilten wir uns, das Nachtlager herzurichten und für die Küche zu sorgen. Wir errichteten unser Zelt im Freien, und da unser schwarzer Koch, den wir von Tete mitnahmen, mit dem Nachtmahl, das er neben dem Zelte auf der Erde bereitete, bald fertig war, so begaben wir uns auch zeitig zur Ruhe. Einige Neger von Cassanha, die uns bei unserer Ankunft empfangen hatten, richteten ihr Nachtlager ebenfalls rings um unser Zelt herum auf dem Boden ein, theils um uns hierdurch ihre Anhänglichkeit zu beweisen, theils aber und zwar hauptsächlich, um uns zugleich vor den wilden Thieren, vorzüglich vor den zudringlichen Hyänen zu schützen, die hier schaarenweise herumziehen und Beute suchen.

Wir brachten die Nacht in unserem leichten Zelte ruhig zu, freilich ohne viel schlafen zu können, weil die Hitze gegenwärtig zu groß ist. Am Morgen lasen wir in aller Frühe im Zelte die heilige Messe, der die heidnischen Neger am Boden liegend mit Staunen beiwohnten. Sie hatten so etwas noch nie gesehen. Nachdem wir mit der heiligen Messe und unseren üblichen Gebeten fertig waren, machten wir uns allsogleich auf, um in Begleitung mehrerer Neger, die sich von den Schrecken des Krieges schon etwas erholt hatten, die Gegend zu besichtigen. Doch welch trauriger Anblick bot sich unseren Augen dar! Die ehemals, d. h. vor dem Ausbruche des Krieges, gut bevölkerte Gegend war nichts als eine verlassene Brandstätte. — Die Negerhütten, welche sich in Gruppen von sechs bis zehn zahlreich rings in der bebauten Gegend befanden, sind fast alle niedergebrannt, ihre Bewohner getödtet, geraubt oder in das Innere des Waldes geflohen. Die Sieger haben alles eingäschert und den kargen Vorrath der armen Neger fortgeschleppt. Da die vom Kriege bedrohten Neger recht wohl wußten, was sie im Falle einer Niederlage vom Sieger zu erwarten haben, so brachten sie rechtzeitig ihren kleinen Vorrath an Lebensmitteln in Sicherheit. Sie gruben auf dem mit mannshohem Grafe bewachsenen Boden tiefe Gruben und verbargen dabelbst in Körben und Töpfen, was sie eben besaßen. Mit traurigem Gesichte, auf dem sich schon jetzt der Hunger abspiegelt, zeigten uns die aus dem Walddersfelde zurückgekehrten Neger jene Orte. Die Gruben waren alle geöffnet, die Töpfe zerschlagen, die Körbe leer und der Inhalt geraubt. Die Feinde haben nämlich alle Verstecke entdeckt und zwar auf eine den Negern eigene

Weise. Sie zündeten nämlich nicht bloß die Hütten an, sondern steckten die ganze Umgebung in Brand, wozu sich das fingerdicke, meterhohe und von der Hitze ausgetrocknete Schilfgras trefflich eignete. Nachdem alles eingäschert war, konnten die heutzutage Krieger leicht entdecken, wo etwas vergraben sei. Wie in Cassanha und dessen Umgebung, so sieht es mehr oder weniger in der ganzen Gegend von Massangana aus, und Tausende von armen verlassenen Negern befinden sich ohne jegliche Nahrung und schauen dem fast unvermeidlichen Hungertod entgegen.

Der Schaden, welchen ein europäischer Krieg an Menschenleben, Hab und Gut anrichtet, ist in Folge des großen Kraftaufwandes und dessen Ausdehnung unstreitig weit größer; doch in Europa finden die durch den Krieg Verarmten leichter Hilfe und sind kaum, so wie die armen Neger hier in Afrika, dem Hungertode preisgegeben. Hier gibt es für die armen Besiegten keine Spitäler, keine Unterstützungsgelder, keine Wohlthätigkeitsvereine. Niemand findet sich, der bestrebt wäre, das allgemeine Elend zu mildern und den Verhungern den zu helfen. Wenn der arme Neger, oder gegenwärtig Tausende von Negern, im Walde gar keine Nahrung mehr finden, da infolge der großen Hitze alles vertrocknet; oder wenn die Blätter und Gräser, die er sammelt, wegen Mangel an jeglicher andern Zugabe nicht im Stande sind, für die Dauer seine Kräfte zu erhalten und sein Leben zu fristen, dann bleibt für ihn nichts anderes übrig, als daß er sich im Schatten irgend eines Baumes niederlege, wo er dann, vom Hunger aufgezehrt, verlassen seinen Geist aufgibt.

So geschah es in der letzten Hungersnoth, die vor noch nicht zwei Jahren in Tete, Boroma und deren Umgebung herrschte, und wo noch jetzt im Walde und auf verlassenen Wegen unzählige Skelette von verhungerten Negern zu sehen sind. Gleiches trauriges Loos erwartet nun abermals viele von den Einwohnern von Massangana, die schon jetzt einzig und allein im Walde ihren Unterhalt suchen müssen. Wir hatten zwei Körbe mit schwarzem Mehl bei uns, ein kleines Säckchen Hülsenfrüchte und einige getrocknete Fische, die wir unter die Armen vertheilten; doch was ist das für so viele?

Sollten sich unter den wohlthätigen Lesern der „Katholischen Missionen“ einige mittheilige Seelen befinden, die bereit sind, mit ihren Almosen den armen Negern zu Hilfe zu kommen und deren Elend einigermaßen zu lindern, dann wollen wir recht gerne auch ein zweitesmal die Armen aufsuchen und ihnen die aus Europa gesandten milden Gaben auspenden.

## Miscellen.

Ein **Leohaus** soll in den Vereinigten Staaten das Andenken des Papstjubiläums verewigen. Die zwei Millionen amerikanischer Katholiken deutscher Zunge wollen ihrer Liebe zum Heiligen Vater durch die Errichtung eines Pilgerhauses für die einwandernden Deutschen in New-York, welches Leohaus heißen soll, einen bleibenden Ausdruck geben. Die katholischen Irländer wie auch die deutschen Lutheraner haben bereits solche Häuser für die Auswanderer. Die Protestanten rühmen, daß ihr Pilgerhaus reiche Früchte für die innere Mission trage; Leute, die sonst im weiten Amerika sich zerstreut hätten, werden Gründer neuer Gemeinden, in welchen sie sich sammeln. Allerdings hat der Raphaelverein einen eifrigen Priester in New-York als Vertrauensmann angestellt zum Schutze der Einwanderer. Er kann wohl denselben guten Rath ertheilen, jedoch keine zeitweilige Heimath bieten.

Viele Katholiken fallen Schwindlern in die Hände, werden aus Unkenntniß des Landes und der Sprache ihres letzten Zehrpennnigs beraubt oder an Plätze hingeleitet, wo keine katholische Kirche und Schule besteht und wo sie bald das edelste Kleinod ihres heiligen Glaubens verlieren. Ist aber ein katholisches Einwanderungshaus in New-York, so kann der Ankömmling in fremdem Lande körperlich und geistig sich stärken, er hört den Rath eines erfahrenen Mannes, er erfährt, wo er in den westlichen Staaten wohlfeil Land erwerben und seine Landsleute in einer geordneten katholischen Gemeinde treffen kann. So ist es klar, daß dadurch viele können gerettet werden, die sonst verloren gingen. Die Einrichtung eines solchen Hauses war schon längst ein tief und allseitig gefühltes Bedürfniß. Darum hat der Heilige Vater selbst durch den Cardinal Schiaffino zur Aus-



führung dieses Gedankens ermuthigt, und viele Erzbischöfe und Bischöfe unseres Landes haben das edle Vorhaben belobt und dazu angeeifert.

Es ist zugleich eine That, welche der Nachwelt Zeugniß ablegen soll von der Verehrung, welche die deutschen Katholiken Amerika's im Wetteifer mit ihren Glaubensbrüdern in Deutschland dem großen Papst zollen, der jetzt die Kirche regiert. In der Weltstadt New-York, wo in der großen Landstraße der Völkerwanderung Menschen aller Rassen und Nationen durchziehen, sollen alle, wenn sie fragen, wer das große schöne Leohaus erbaut, die Antwort hören: „Das haben die katholischen Deutschamerikaner, Kinder des hl. Bonifatius, gethan; es ist ein Denkmal ihrer Liebe zum Heiligen Vater. Haben sie auch Deutschland verlassen, so bleiben sie dennoch auch in der Neuen Welt ihrem Glauben treu.“ Und wie in dem Welthafen New-York die Bartholdy-Statue hoch in die Lüfte ragt und ihr elektrisches Feuer die Nacht durchblitzt, und allen die Segnungen der melderleuchtenden Freiheit erzählen soll, so soll das Leohaus verkünden, daß es noch ein höheres Licht gibt, ein „Lumen

de coelo“ den Stern der Wahrheit, ohne welche die Freiheit nur in Knechtschaft toller Leidenschaften ausartet.

Große Summen sind freilich aufzubringen; es ist jedoch zu hoffen, daß, wie die deutschen Katholiken herrliche Gotteshäuser, Schulen, Unterrichts- und Wohltätigkeitsanstalten, Klöster und Abteien errichtet, so das Volk, wenn es von seinem Hirten über den schönen Zweck belehrt wird, auch diesmal seine Opferwilligkeit zeige, und der große Gedanke, den deutsche Priester in Chicago gefaßt, zur That werde, zur Verbreitung und Stärkung der Religion, zum Segen für Tausende.

Zur Förderung des Unternehmens hat die deutsche katholische Presse der Vereinigten Staaten beschlossen, ein Jubiläumsalbum von 28 vereinigten Zeitungen herauszugeben und den Reinertrag zum Besten des „Leohaus“ zu verwenden. Ein solches Album wird dem Heil. Vater überreicht werden. In Cincinnati wurde vom Clerus und den Vertretern der deutschen katholischen Vereine der Entschluß gefaßt, im Monat December in der Musikhalle ein großartiges Concert zum Besten des „Leohaus“ zu veranstalten und in der Festrede zur Ehre des Papstjubilars zum Bau zu begeistern.

## Für Missionszwecke.

Für die dürftigsten Missionen:		Markt.	Für das Kloster in Marienfeld, Texas (Nordamerika):		Markt.	Für den Leseverein zu Schönau, Böhmen:		Markt.
Von Joseph Fischer in Passau	2.—		Von J. M. M. in Sarnen, Schweiz	20.—		Von G. R. in Dr.	22.—	25.66
Von Dr. Mater, Beneficiat in Sigmaringen	16.—		Von J. C. (für Mariamhill)	1000.—		Von G. R. in Dr.	22.—	
Von W. u. R. Scherterbach	20.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Durch Fr. Frank in Capellen-Silberath	20.—	
Von einigen Schülern der deutschen Oberrealschule in Bielefeld	6.98		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Durch Coadjutor Karst in Baden, Schweiz	20.—	
Von Fr. Verberich in Mothenberg	2.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Durch den „Kinderfreund“ in Hamm	21.—	
Von G. J. R. in Harzburg	5.80		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von Fr. Einhard in Jantenhausen	50.—	
Von L. Basse, Vikar in Truttenau	—30		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von Dr. Wölter, Vikar in Oftercappeln	21.—	
Von Hauptmann Weber in Wittenberg	20.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von der Familie Bollerath i. Rheing. B. B.	13.90	
Von M.	10.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von Vikar Hünig in Bresdorf	63.—	
Von D. D. J.	50.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von einer gewissen Person v. R.	21.—	
„Ex amore cordis Jesu et Mariae“	95.80		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von M.	4.—	
Durch Rev. Clement Duerr in Miles Centre, Ill.	40.90		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von Fr. Odenwalter in Unterirrfingen	20.—	
Von Rudolph Giebelinger in Klepsau	500.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Durch Kaplan Frank in Berlin	21.—	
„Papalino“	6.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von Vikar Binger in Kastrop	94.50	
Von Rev. B. Dauffenbach i. Winfield, P. D. N. Y.	78.60		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Für Loskauf und Unterhalt von Regenskindern:		
Von Fr. Jörn in Hettlingen	15.90		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von Schulte in Kreibitz	60.—	
Von M.	4.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Durch Fr. E. Bauer in Metaf	21.—	
Von Fr. Odenwalter in Unterirrfingen	20.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von M.	3.—	
Durch das „Stath. Sonntagsblatt“ i. Würzburg	33.20		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		„Sanctiherum nomen tuum“	200.—	
Von G. S.: „Pro felice morte“	50.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Durch die „Stella Matutina“ in Feldkirch	164.—	
Für die Missionen in China, Japan und Indien:			Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Durch Fr. Frank in Capellen-Silberath	20.—	
Von Brachbach	30.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von J. C. in M.	20.—	
Von Johann Böttchen in Remscheid	3.05		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von M.	4.—	
Von J. M. M. in Sarnen, Schweiz	20.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Pro Papa:		
Von G. S. aus Wollersdorf	50.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von Papst	6.—	
Von M.	3.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Durch Fr. Hinzträger in Kirchheim	15.50	
„In honorem beat. Mariae Virginis et sancti Josephi“	15.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von Fr. Jörn in Hettlingen	28.83	
Durch Kaplan Zielonowski in Ponischowitz	35.17		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von Dr. Apfel in Hohen-Aden	10.—	
Von Breslau	10.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von M. R.: „Unbef. Empfängnis von Lourdes, Bitter für den Heiligen Vater und die ganze katholische Kirche“	15.—	
Durch Rev. Clement Duerr in Miles Centre, Ill.	40.90		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von Fr. Odenwalter in Unterirrfingen	10.—	
„Pie Jesu, dona eis requiem“	16.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von der Pfarrei Ueberlingen	1.40	
Von Fr. Einhard in Jantenhausen	100.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Für verschiedene Zwecke:		
Von M.	8.50		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von Baronin von Diegeleben in Darmstadt	20.—	
Durch das „Stath. Sonntagsblatt“ i. Würzburg	30.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von Fr. Dittmeier in Knechtgau	7.50	
Von J. C. in M.	3.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von M.	3.—	
Von M.	100.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von Fr. Einhard in Jantenhausen	50.—	
Für noch lebende Missionspriester zur Fortbildung von M. Missionen:			Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von Dr. Wölter, Vikar in Oftercappeln	20.—	
„Baruch habo beschem Jehovah“	246.74		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von M.	4.—	
Von A. Kleiner in Jottmisch	6.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von M. R. B. S.	13.—	
Von Fr. Brauner in Ludwigsdorf	210.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Durch die Paulinus-Druckerei in Trier	29.88	
Von Fr. Waldauf in Wagerhöfen	90.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von A. M. in Argern	20.82	
Von Vikar Reuter in Stöppenberg	75.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Durch Verder & Co. in München	52.10	
Von Fr. Dittmeier in Knechtgau	42.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von J. C. D.	10.—	
Von Coop. Meberger in Walsentischen	160.80		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Durch das „Stath. Sonntagsblatt“ i. Würzburg	64.—	
Von Karolina Schmitt in Klepsau	700.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von J. C. in M.	8.—	
Von J. C. in M.	122.29		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von Fr. Roggo in Gurnels	35.10	
Von Epiphanius Fiedler in Oberfreiberg	135.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Durch die Bistumsbibliothek in Notenburg	367.—	
Von Grafen Sophie Balffy in Wien	32.10		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von J. C. aus R.	5.10	
Von Inspector Diefenbach in Sachsenhausen	63.80		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von Fr. Stein in Sigen (für Siefeld)	100.—	
Von M.	9.80		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Durch Domkapitel Bamberg in Dresden	20.—	
„Papalino“	3.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von M.	6.—	
Von M.	4.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von M.	20.88	
Von Vikar Binger in Kastrop	85.—		Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Durch Kaplan Frank in Berlin	9.70	
			Von J. C. (für Mariamhill)	10.—		Von M.	18.—	

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Autler, Theilhaber der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg. Buchdruckerei der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg im Breisgau. — Redaktionschluss und Ausgabe: 14. Februar 1888.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.